1,60 DM / Band 272
Schweiz Fr 1.70 / Österr. S 12.-

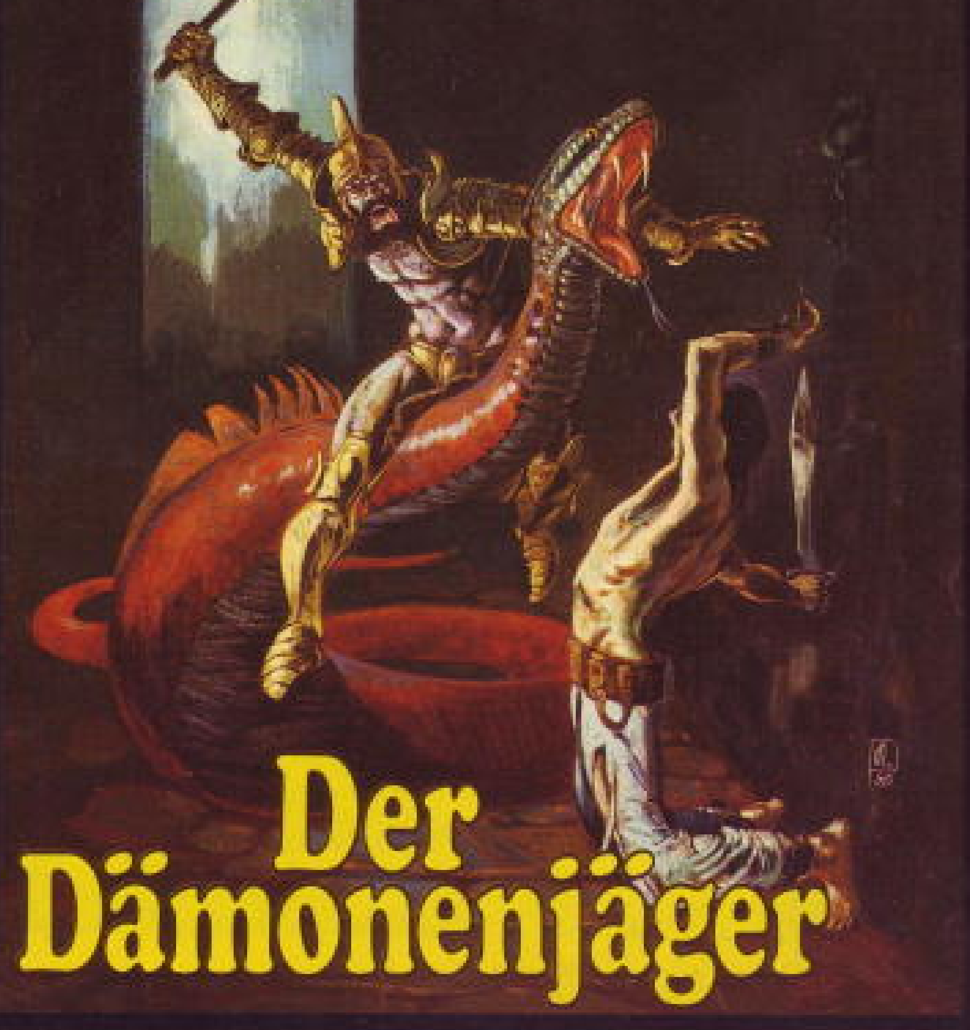
NEU

BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark



Der Dämonenjäger

Belgien F 35 / Frankreich F 5.- / Italien L 1100 / Luxemburg F 35 / Niederlande f 2,- / Schweden kr 5,- i.m. / Spanien P 90



Der Dämonenjäger

John Sinclair Nr. 272

von Jason Dark

erschienen am 20.09.1983

Titelbild von José Perez Montero

Sinclair Crew

Der Dämonenjäger

Allmählich verschwand die Helligkeit des Tages und wich den langen Schatten der Dämmerung. In den Tälern bildeten sich die ersten Abendnebel, während die abgerundeten Kuppen der Berge noch vom letzten Rest der versinkenden Sonne bestrahlt wurden. Ein Tag neigte sich dem Ende entgegen, und die Natur bereitete sich auf die Nacht vor. Nicht so der kleine achtjährige Junge. Er wollte nicht nach Hause, denn der Wald war seine Heimat. Hier fand er alles, was er brauchte. Er konnte toben, spielen, und kein Zaun beengte seinen Tatendrang. Dafür hörte er die Geräusche.

Es war ein drohendes, unheimlich klingendes Fauchen, das durch den Wald hallte und die Blätter an den Bäumen so erzittern ließ, als würden sie Angst bekommen.

Zweimal hatte Peter Kugler das Fauchen schon gehört. Beim erstenmal hatte er es für eine Täuschung gehalten, doch das zweite Fauchen hatte ihm klargemacht, daß etwas nicht stimmte.

Er hatte auch die Tiere gesehen, die fluchtartig Reißaus nahmen. Die Vögel stoben aus den Kronen der Bäume davon, ihre schrillen Warnschreie gellten in den Himmel, bevor sie sich in Sicherheit brachten.

Peter war nicht wohl zumute. Er blieb auf dem schmalen Pfad stehen und nahm seinen Bogen von der Schulter. Auf dem Rücken trug er den selbstgebastelten Köcher, in dem vier Pfeile steckten, die er mit bunten Federn geschmückt hatte.

Wehren konnte er sich, aber das Fauchen hatte ihm eine so große Furcht eingejagt, daß er sich auf seine »Waffe« nicht verlassen wollte und lieber nach Hause rannte.

Er mußte den schmalen Pfad nehmen, der in den alten Holzfällerweg mündete. Von dort war es nicht mehr weit bis zu seinem Elternhaus, wo man sich bestimmt schon Sorgen machte.

Der Junge versuchte trotz seiner Eile vorsichtig zu gehen. Er hatte das Fauchen nicht vergessen und wollte sich auch nicht überraschen lassen.

Die biegsame Sohle der Turnschuhe schluckte die Schrittgeräusche, so daß Peter beinahe lautlos über den Weg eilte.

Der Wald, den er so gut kannte, kam ihm plötzlich anders vor.

Geheimnisvoller, auch gespenstischer, ein richtiger Zauberwald. Und dieses Wort hatte seine Großmutter immer gebraucht. Für sie war der Wald eine verzauberte Gegend, in der am Abend und in der Nacht die geheimnisvollen Wesen erwachten, die Elfen und Gnome zusammen tanzten und die Wurzelmännchen raschelnd durch die hohen Gräser huschten.

Sehr viele Geschichten kannte die Großmutter über den Wald. Er sollte schon bestanden haben, als es noch keine Menschen gab. Dafür jedoch hatten andere in dem Wald gewohnt.

Die Drachenkrieger!

An sie mußte der kleine Peter denken, als er weiterging und die Schatten um ihn herum immer dunkler wurden. Die Drachenkrieger waren ein Volk, das nicht von dieser Erde stammte. Es kannte sich aus in böser Magie. Seine Männer waren gefährlich. Sie ritten auf drachenähnlichen Wesen und töteten alles, was sich ihnen in den Weg stellte.

Alte, unglaubwürdige Geschichten, hatten Peters Eltern immer dazu gesagt. Aber Peter wollte es nicht abstreiten. Er glaubte an die

Geschichten und den geheimnisvollen Zauber, der unsichtbar über den Hügeln und Wäldern nahe der Donau lag.

Manchmal mußte sich der Junge tief ducken, um den bis auf den Weg wachsenden Zweigen ausweichen zu können. Hin und wieder berührten sie ihn auch. Dann bekam er das Gefühl, von kalten Händen angefaßt worden zu sein, und er zuckte jedesmal zusammen.

Zwischen den Bäumen lauerten die Schatten. Wie dunkle Wände standen sie da, verwehrten den Blick, und wenn Peter es dennoch einmal schaffte, glaubte er, hinter den Schatten geisterhafte Gestalten zu sehen, die ihm zuwinkten.

Schneller rannte er weiter.

Abermals fielen ihm die Worte seiner Großmutter ein, die sie oft gesprochen hatte, wenn sie an seinem Bett saß und ihm die alten Geschichten erzählte.

»Hüte dich vor Graax!«

So hatte sie immer gesagt. Auf seine Frage hin erfuhr Peter, daß Graax der Schlimmste der Drachenkrieger gewesen war und furchtbar gewütet hatte.

Leider wußte Peter nicht, wie er gestorben war, denn darüber schwieg sich die Großmutter aus.

Sie hob nur immer die Schultern und lächelte geheimnisvoll.

Wahrscheinlich wußte sie mehr, aber sie wollte nie etwas richtig sagen.

Das fand Peter nicht gut. Vielleicht hatte auch Großmutter Angst, denn der Wald war sehr schlimm gewesen.

Da vernahm er das Fauchen zum drittenmal. Und jetzt so laut, daß der Junge heftig erschrak. Er blieb stehen, atmete durch den offenen Mund und hörte das Blut in seinem Kopf rauschen. Es hämmerte hinter den Schläfen, in seinem Magen schienen mehrere Steine zu liegen, und mit der rechten Hand umklammerte er den Bogen fester.

Peter traute sich nicht, weiter zu laufen. Er blieb auf dem Weg stehen und schaute nach vorn, wo das Geräusch aufgeklungen war.

Der Wald schwieg.

Düster war es. Auch der Himmel hatte längst eine dunkelgraue Farbe angenommen. Wenn Peter den Kopf hob, konnte er ihn nicht sehen. Das dichte Laub der Baumwipfel nahm ihm die Sicht.

Still war es nicht.

Von allen Seiten fühlte er sich belauert und beobachtet. Irgendwo knackte immer etwas. Ob es nur ein Zweig war oder ein Strauch, wo die Zweige gegeneinander rieben, wenn sie vom Wind bewegt wurden. Die Luft um ihn herum kam ihm ebenfalls anders vor. Sie war mit einem seltsamen Leben erfüllt. Er glaubte, Stimmen zu hören, ein fernes, leises Lachen, zu vergleichen mit dem Klang einer Glocke.

Die Großmutter hatte immer von den Elfengeistern gesprochen.

Wenn sie lachten, hörte es sich an wie Glockenschwingen.

Ob die Elfen jetzt da waren?

Schon oft hatte er sich bei anbrechender Dunkelheit durch den Wald bewegt, und er war auch auf der Suche nach den Geistern gewesen, gesehen hatte er sie nie.

Heute war alles anders…

Peter Kugler zog den Kopf ein, und über seinen Rücken rieselte eine Gänsehaut, als er die nächsten Schritte ging. Ihm war klar, daß es keinen Sinn hatte, einfach stehenzubleiben. Er wollte sehen, welch eine Gefahr da auf ihn lauerte.

Wieder dachte er an die Bücher, die er gelesen hatte. Geschichten, in denen es von geheimnisvollen Fabelwesen und Märchenfiguren wimmelte. Geisterhafte Wälder kamen darin ebenso vor, wie verwunschene Burgen und Schlösser.

Auch wenn andere darüber lachten, Peter hatte immer an die Geschichte geglaubt. An diesem Abend intensiver denn je, denn der Wald um ihn herum zeigte sich lebendig. In ihm lauerte ein Leben, das erst in der Finsternis erwachte.

Vielleicht waren es auch gute Geister, die ihm da einen Guten Abend wünschen wollten?

Peter lächelte, als er daran dachte. Auf einmal kam ihm die Umgebung nicht mehr so schlimm und gefährlich vor, eher beschützend, denn vor den guten Geistern brauchte man keine Angst zu haben. Das hatte ihm die Großmutter oft gesagt. Zudem stand es auch in den Büchern. Jedes Kind besaß einen guten Geist, der ihn beschützte und auf ihn achtgab.

Den Schutzengel!

Darauf vertraute auch der kleine Peter Kugler. Er war ein netter Junge.

Das dunkelblonde Haar trug er halblang. Die Augen besaßen einen verträumten Ausdruck, als würden sie nicht die Welt sehen, die ihn umgab, sondern eine andere, fremde und nur für ihn sichtbare, die irgendwo hinter den Wolken lag.

Mit diesem Gefühl einer Sicherheit ging der Junge weiter. Er wußte, daß bald der große Stapel Holz am rechten Rand auftauchen würde. Sein Vater hatte die Bäume gefällt und sie auch entsprechend zurechtgeschnitten, bevor er die Stämme aufeinanderstapelte. Vom Stapel waren es nur ein paar Schritte bis zum Holzfällerweg, und dort wurde der Wald etwas lichter. Da war das Gebüsch nicht mehr so verfilzt. Es wuchsen weniger Fichten und Tannen, deren Zweige oft so dicht waren, daß sie eine regelrechte Wand bildeten, die ein Durchkommen so gut wie unmöglich machten.

Peter Kugler lief jetzt schneller. Seine Arme bewegten sich im Takt des Laufs. Auch der Bogen machte diesen Rhythmus mit. Einmal

verfing sich die straff gespannte Sehne an mehreren Zweigen, und Peter hatte Mühe, sie wieder loszureißen.

Die Schatten verfolgten ihn. Sie waren überall, lauerten, schienen zu leben, zu flüstern und geheimnisvoll zu raunen.

Der Wald steckte voller Gespenster. Die Geister der Natur begleiteten den Jungen. Er sah überall im Unterholz winzige, leuchtende Augen, glaubte, Hände zu erkennen, die ihm zuwinkten und ihn herbeiholen wollten in eine finstere, unheimliche Welt.

Es war die Angst, die den Kleinen überfiel und bei ihm in gewisse Wahnvorstellungen mündete.

Er lief noch schneller, war dabei äußerst sicher und sprang manchmal geschickt wie eine Katze über auf dem Weg wachsende Baumwurzeln hinweg.

Sein Gang glitt mehr einem Schweben, und Peter tauchte geduckt in eine Rechtskurve ein, die der Weg schlug. Am Ende der Kurve verbreiterte er sich, bevor er dicht dahinter auf den Holzfällerweg traf.

Dort stand der Schatten.

Zuerst glaubte der Junge an eine Täuschung, bis er näherkam und genauer hinschaute.

Ein gelbes, glühendes Augenpaar starrte ihn aus einer Höhe an, die fast bis zur Hälfte eines Baumes reichte.

Erschreckt blieb Peter stehen.

Sein Herz krampfte sich zusammen. Der Schlag verdoppelte sich gleichzeitig. Stiche zogen durch seine Brust, das Gesicht des Jungen zeigte einen überraschten und ängstlichen Ausdruck, und die Augen wurden noch größer, als er plötzlich das bläuliche Licht sah, das aus dem Boden drang und eine Gestalt umschmeichelte, wie sie Peter Kugler bisher nur aus seinen Geschichten kannte.

Es war ein unheimliches Geschöpf. Eine Mischung zwischen Drache und Schlange.

Auf seinen Rücken aber saß, eine Streitaxt schwingend, ein finsterer Krieger.

Graax!

***

Stoßartig fuhr der Wind unter den Stoff und blähte das Unterteil des Mantels hoch wie einen Pilz. Die ältere Frau schüttelte sich, während sie gleichzeitig ihren Körper nach vorn beugte und sich gegen die plötzliche Bö anstemmte.

Nur noch ein paar Schritte mußte sie gehen, dann hatte sie ihr Ziel erreicht.

Hier auf der Höhe des Bergkamms wehte immer ein kühler Wind. Er frischte besonders gegen Abend auf und wurde regelrecht schneidend.

Von der herrlichen Umgebung konnte die Frau nichts erkennen. Sie

hätte auch nicht nachgeschaut, denn die kannte sie. Maria Kugler interessierte sich nur für die Burg, deren Westflügel noch völlig erhalten war und den Stürmen der Zeit getrotzt hatte.

Sie schritt durch das hohe Unkraut, erreichte die Tür, hob ihren Arm und ballte die Hand zur Faust. Über ihr schaukelte eine alte gußeiserne Laterne. Der Wind hatte die Flamme ausgeblasen. Das Hämmern der Faust gegen das Holz hörte sich an wie Donnerschläge. Dreimal dröhnte die Hand dagegen. Es war für den in der Burg wohnenden Mann das Zeichen, und er konnte öffnen.

Die alte Tür bewegte sich quietschend in den rostigen Angeln, als sie nach innen aufgezogen wurde. Im flackernden Licht einer Pechfackel erschien die Gestalt des Mannes seltsam verzerrt und irgendwie verschoben, als würden andere Geister von ihm Besitz ergreifen.

»Du bist pünktlich, Maria.«

Die Frau huschte über die Schwelle. »Was ich versprochen habe, halte ich, Professor.«

»Ja, das weiß ich.«

Maria Kugler streifte das Kopftuch ab und schaute in die Runde.

»Weshalb hast du kein elektrisches Licht gemacht?« fragte sie verwundert.

»Es würde mich nur stören, Maria. Das Kerzen- oder Fackellicht paßt besser zu dem, was wir vorhaben.«

»Du bist schon seltsam, Professor.«

Der Mann lächelte. »Das habe ich nie abgestritten. Aber nun komm, es wird Zeit!« Er räusperte sich. »Weiß man, daß du hier bei mir auf der Burg bist?«

»Nein, ich habe es meinen Kindern nicht gesagt. Sie glauben, daß ich einen Spaziergang mache.«

»Und sie gehen auch nicht aus dem Haus?«

»Bestimmt nicht.«

Der Mann wiegte den Kopf. »Hoffentlich«, sagte er leise. »Hoffentlich bleiben sie da, denn diese Nacht kann gefährlich werden, das spüre ich. Ich bin dem Geheimnis auf der Spur.«

»Stimmen die Geschichten?«

Der Professor lächelte sphinxhaft. »Das werden wir gleich erleben, Maria. Auf jeden Fall habe ich etwas hinter mir, das dich in Erstaunen versetzen wird.«

»Du machst mich neugierig.«

»Warte es ab.« Professor Chandler streckte die Arme aus. Es war eine einladende Geste, der Maria folgte. Sie war schon öfter auf der Burg gewesen und kannte sich dementsprechend gut aus. Vor ihnen lag ein Gang mit kahlen Wänden. In zwei Kehren stach er tiefer in die alte Burg hinein. Vor einer Treppe endete er.

Auch hier leuchteten Fackeln. Die nackten Glühbirnen an der Decke

wirkten ausgeschaltet wie graue Eier.

Hinter den vier breiten Treppenstufen begann eine Mauer. Sie wurde von einer Doppeltür in ihrem Gesteingefüge unterbrochen. Der Professor hatte den rechten Flügel nicht geschlossen, so daß Maria Kugler in den dahinterliegenden großen Raum schauen konnte, wo der Widerschein eines Kaminfeuers über den glatten Parkettboden tanzte und das hallenähnliche Zimmer mit seinem gemütlichen Schein ausfüllte.

Die alten Möbel hätten jeden Antiquitätenhändler vor Freude juchzen lassen, doch der Professor verkaufte die Schränke nicht. Einige von ihnen waren mehr als 400 Jahre alt. Damals hatte man die Beschläge noch auf den Türen angebracht. Über das blanke Eisen huschte ebenfalls der Widerschein des Feuers.

Die drei hohen Fenster des Raumes lagen an der Rückseite. Hier war das Glas erneuert worden. Man sah es nur, wenn man genauer hinschaute und gleichzeitig auch noch Fachmann war.

Der große Schreibtisch stand nicht weit vom Kamin entfernt. Auf seiner Platte stapelten sich Bücher, Unterlagen und Aufzeichnungen. Der Professor hatte hart gearbeitet, das war zu sehen. Überall im Zimmer verteilt standen mehrere eiserne Leuchter. Weiße Kerzen steckten in den kleinen Schalen. Als der Professor die Tür schloß und die Flammen nicht mehr vom Durchzug gestreichelt wurden, brannten sie ruhig weiter.

Auch nahe des runden Tisches standen die Kerzen. Sie ragten wie bleiche Finger aus den schwarzen Haltern des Leuchters und gaben soviel Licht, daß ihr Schein auch auf die Platte fiel, wobei sie ein rötliches Muster bekam.

Zudem stand noch eine Kerze mitten auf dem Tisch. Ihr Widerschein leuchtete bis an den runden Rand. Die sich gegenüberstehenden Stühle standen dabei im Dunkeln.

»Bitte, nimm dort Platz, Maria!« sagte der Professor leise und streckte seinen Arm aus.

Die Frau nickte, schritt auf den runden Tisch zu und ließ sich auf einen der beiden Stühle nieder.

Der Professor kam nach, hüstelte und fragte: »Möchtest du etwas trinken, ich habe einen guten Wein im Haus?«

»Gern.«

»Moment bitte!« Chandler verschwand. Seine Schritte wurden leiser. Die Schatten saugten den Mann auf, und Maria hörte, wie eine zweite Tür geöffnet wurde.

Danach wurde es wieder still, so daß die Frau ihren Gedanken nachhängen konnte.

Auf diesen Abend und auf das folgende Gespräch hatte sie lange gewartet. In intensiven Diskussionen hatte sie Professor Chandler auf

das vorbereitet, was bald folgen sollte.

Der Professor war ein seltsamer Mann. Mochte die Welt ihn auch für einen Spinner halten, Maria glaubte ihm, denn sie war zudem die einzige Vertraute des Gelehrten.

Er war ein Genie.

Wenigstens für Maria, denn er beherrschte zwei Gebiete. Das der Mathematik und das der Magie. Mit beiden hatte er sich gleich intensiv beschäftigt und war zu einem wahren Magister geworden. So nannte er sich selbst. Magister Chandler, eine kleine Ehrung an die großen Meister des Mittelalters, die für den Professor Vorbilder gewesen waren, was ihre intensiven Forschungen anging, die sich mit einer anderen Welt beschäftigten als die, auf der sie lebten.

Im Mittelalter, als sich die Menschen noch nicht so aufgeklärt und überheblich gaben, wußte man eben mehr über diese Dinge, die der Professor jetzt wieder durch geheimnisvolle Beschwörungen ans Tageslicht holte. Er hatte etwas entdeckt, daß andere für unmöglich und unglaublich hielten, so wie sie in dem Gelehrten auch einen Spinner sahen.

Das tat Maria nicht.

Sie lauschte in die Stille hinein und hörte die Schritte, als Chandler zurückkam.

»Ich habe einen wunderbaren Rotwein im Keller gefunden«, erklärte der Mann im Näherkommen. »Er ist wirklich ausgezeichnet zu trinken. Du solltest ihn probieren, Maria.«

»Aber bitte nur ein Glas.«

»Sicher.« Chandler bewegte seine rechte Hand, und die beiden Gläser klangen hell, als sie aneinanderstießen. Mit geschicktem Schwung stellte er sie auf den Tisch und begab sich daran, die dunkle Flasche zu entkorken.

Maria hatte Zeit, ihn zu beobachten. Schräg fiel das Kerzenlicht auf seine Gestalt. Das Haar war grauer geworden, die Falten in seinem Gesicht tiefer. Aber die Augen blickten so klar wie die eines jungen Mannes. Sie besaßen keinen trüben Schleier, wie man ihn oft bei Sechzigjährigen erlebt, denn in dieses Alter war der Professor mittlerweile auch schon gekommen. Auf Kleidung hatte er nie viel Wert gelegt. Er fühlte sich in seiner Hausjacke am wohlsten, und wenn er dazu noch die alte Cordhose tragen konnte, war alles perfekt.

Mit einem »Plopp« sprang der Korken aus der Flaschenöffnung. Der Professor schenkte zuerst sich einen kleinen Schluck ein, probierte, nickte zufrieden und bediente dann die Frau.

»Ja, der Wein ist gut«, sagte er und verfolgte den Weg des duftenden Getränks vorn Flaschenhals in das Glas. »Er hat auch die richtige Temperatur.«

»Dabei sieht er aus wie Blut«, bemerkte Maria leise.

Chandler kippte die Flasche wieder hoch. »Er ist auch Blut, meine Liebe«, erwiderte er, trat zur Seite und schenkte sich etwas ein. »Das Blut der Trauben, denn jede Traube ist ein Stück Natur, und sie leidet, wenn sie gepreßt wird. Leider schmeckt uns ihr Blut so hervorragend, deshalb wird sie immer leiden müssen, solange es Menschen gibt.«

»Das haben Sie wunderbar gesagt, Professor«, flüsterte Maria und hob ihr Glas.

»Du kannst mich aber weiterhin duzen«, lachte Chandler.

»Ich weiß nicht. Sie…du bist ein gebildeter Mensch. Ich habe gerade nur schreiben und lesen gelernt…«

»Und weißt dennoch so viel«, unterbrach der Professor die Frau. »Viel mehr als die meisten Menschen.«

Maria. Kugler winkte ab. »Ach, das sagst du nur so dahin.«

Chandler schüttelte den Kopf. »Nein, nein, meine Liebe. Wenn du dich da nicht mal irrst. Es ist in der Tat so, daß du ein größeres Wissen als mancher Doktor hast. Und ein Wissen, das nicht nur in den Büchern steht, weil man es vom Leben als ein Geschenk mit auf den Weg bekommt.«

Die Augen der Frau begannen zu glänzen. Der Kerzenschein gab ihrem Gesicht einen seltsam weichen Zug. Der rote Wein funkelte in den Gläsern, und beide Menschen genossen die Stimmung des Augenblicks, der nie vergehen sollte und dennoch so schnell vorbei war.

Maria Kugler schüttelte den Kopf, als würde sie aus einem Traum erwachen, und ihr Gegenüber lächelte.

»Ja, so ist das nun mal«, sagte er, wobei er sein Glas hob. »Ich möchte auf uns trinken und darauf hoffen, daß das, was auf uns zukommt, nicht so schlimm sein wird.«

Maria brannte die Frage nach dem Grund auf der Zunge. Sie schluckte sie jedoch herunter, probierte von dem Wein und fand ihn köstlich, was sie auch mit einem Nicken bestätigte.

Auch der Professor hatte getrunken. Er stellte sein Glas ab, schaute hinein und runzelte die Stirn. Es entstand eine Schweigeminute. Nur das Knistern des Kaminfeuers war zu hören sowie hin und wieder das Säuseln des Windes, wenn ein besonders harter Stoß an den Außenmauern entlangstrich, der im Innern der Burg nur gedämpft zu vernehmen war.

Ruckartig hob der Professor den Kopf. »Ich weiß nicht so recht, Maria, wie ich es dir erklären soll, aber ich habe, so glaube ich zumindest, die Lösung des Rätsels gefunden und werde bei meiner Erzählung damit beginnen.«

»Was hast du herausgefunden?« fragte die Frau leise.

Der Gelehrte ließ sich wieder Zeit mit der Antwort. Dann sagte er leise:

»Ich habe schon einmal gelebt!«

***

»Frage an Radio Eriwan«, sagte Suko, »macht man in Österreich nicht immer Urlaub?«

»Im Prinzip ja«, erwiderte ich. »Falls die Dämonen es zulassen.«

»Und was machen wir?«

»Weiß ich noch nicht.«

»Bis jetzt jedenfalls bekommt mir die Autobahn Wien-Salzburg überhaupt nicht gut«, beschwerte sich Suko.

»Wieso?«

»Ich sehe keine Berge.«

»Die liegen rechts von uns und treten immer weiter zurück, je mehr sie dich sehen.«

»Dann wird es Zeit, daß wir ihnen nachfahren.«

»Gedulde dich noch ein wenig. Die Wachau läuft dir nicht fort.«

»Hat dieser Chandler nicht von Wien gesprochen?«

»Bei Wien, mein Lieber. Und damit meinen die Österreicher alles, was nicht gerade Salzburg ist.«

»Schade. Ich hatte mich schon auf die Pestkeller gefreut.«

»Danke, das hatten wir schon mal.«

Muntere Gespräche versuchten unsere Stimmung aufzuheitern. Das war auch nötig, denn wer das Wetter beobachtete, konnte schon trübsinnig werden. Es regnete ununterbrochen. Das Wasser fiel vom Himmel, als käme es aus Duschdüsen. Die Wischer des Leih-Opels arbeiteten unter Streß, um die Massen von der Frontscheibe wegzuwischen. Da waren wir auch gerade in einen widerlichen Schauer hineingeraten.

Am Wiener Flughafen waren wir losgefahren. Der Regen hatte uns erst kurz hinter Wien erwischt, gewissermaßen im Wienerwald, jetzt fuhren wir in Richtung Wachau, wo sich auch die Burg des Professor Chandler befand.

Ich hatte den Mann während unseres letzten Falls kennengelernt. Ihm war es durch mathematische Berechnung und gleichzeitig durch Beschwörungen gelungen, den Weg in eine andere Dimension zu finden.

Ich traf ihn, festgebunden an einen Pfahl, inmitten der Welt Ghouls. In dieser Dimension entstanden und bildeten sich die Schleimwesen, die man als die Aasvertilger unter den Schwarzblütlern bezeichnen konnte.

Wir waren der Dimension auf seltsame Art und Weise entkommen und damit auch Xorron, der von einem erstarrten See festgehalten wurde und so leicht nicht mehr loskam.[1]

Längst waren nicht alle Rätsel gelöst. Mich interessierte vor allen

Dingen der Professor. Man hatte von ihm einiges gehört. Er war ein Mann, der sich gleichzeitig mit der Mathematik und der Magie beschäftigte. Sehr intensive Forschungen hatte er betrieben, auch zwei Bücher geschrieben und war ausgelacht worden. Die Fachwelt hielt ihn für einen Spinner, einen Phantasten, der seine Thesen durch nichts beweisen konnte. Auch nicht durch die Mathematik.

Ich hatte in seine Bücher mal hineingeschaut. Das war auch alles. Ganz hatte ich kein Werk von ihm gelesen, denn die Behauptungen rissen mich nicht gerade vom Stuhl. Der Professor versuchte mich trotzdem für seine Thesen zu gewinnen.

Nun wollte ich mehr wissen. Auch Suko war begierig darauf, den Mann kennenzulernen und Neues zu erfahren. Deshalb auch dieser Besuch auf seinem Schloß, zu dem er uns eingeladen hatte.

Sogar Sir James, unser Chef, hatte sehr schnell zugestimmt. Auch er glaubte, daß mehr hinter der Sache steckte und wir erst die Spitze eines Eisbergs entdeckt hatten.

Interessant war auch die Waffe, die wir mitgenommen hatten. Eine goldene Pistole.

Es war Suko gelungen, sie einem Ghoul in London abzunehmen, bevor dieser damit weiteres Unheil anrichten konnte. Diese Pistole war mit einer schleimigen Flüssigkeit geladen, die die fatale Eigenschaft besaß, Menschen die Haut vom Körper zu lösen und sie als Skelette zu hinterlassen. Die Herkunft der Waffe war unbekannt. Professor Chandler meinte, daß sie von einem anderen Volk zurückgelassen worden war, das einmal die Dimension der Ghouls besucht hatte und vernichtet worden war.

Auf Chandler war ich gespannt. Wir hatten drei Tage für den Besuch angesetzt und konnten vielleicht einen Verbündeten in unserem Kampf gegen die Schwarzblütler gewinnen.

Als wir den Wienerwald hinter uns ließen, klarte das Wetter auf. Der Regen wurde schwächer, bis er ganz verschwunden war und die ersten blauen Flecken am Himmel erschienen. Sogar die Sonne sahen wir. Sie schien sehr hell und stach in unseren Wagen.

»Wenn Engel reisen, lacht der Himmel!« zitierte mein Freund.

»Ich sehe nur einen Engel.«

»Ja, mich.«

»Ha, ha. Du bist der berühmte Engel mit dem B davor.«

»Schäm dich.«

»Klar, wenn ich Zeit habe.«

Bei Ybbs fuhren wir ab. Wir sahen die Raststätte bereits, die auf einem kleinen Hügel neben der Autobahn lag, und lenkten den Opel in die Ausfahrt hinein.

Nicht weit entfernt schob sich die nicht mehr blaue Donau durch ihr Bett, und selbst vom Wagen aus erkannten wir die ersten Burgen und

kleinen Schlösser, mit denen dieser Landstrich reich gesegnet ist. Wir fuhren in ein bergiges Gelände hinein, das mich an englische und schottische Hügellandschaften erinnerte.

Die Straßen waren wieder trocken geworden. Es blies ein kühler Wind.

Wir hörten ihn, wenn er an unserem Wagen entlangstrich.

Wir kannten nur den ungefährlichen Weg und behielten die Richtung bei.

Die Dörfer und kleinen Ortschaften, die wir passierten, sahen hübsch und malerisch aus. Namen habe ich jedoch vergessen.

Schließlich rollten wir über eine Brücke, als wir die Donau überquerten.

Ausflugsdampfer schoben sich durch den grauen Strom in Richtung Osten und Westen.

Der Professor wohnte auch in keinem Dorf, sondern ziemlich weit abgelegen auf seiner Burg. Ich wollte nicht noch übernachten, deshalb hoffte ich, vor dem Dunkelwerden die Burg erreichen zu können.

Das war leichter gesagt, als getan. Wenn wir fragten, bekamen wir als Antwort meist ein Schulterzucken. Einen Professor Chandler kannte man nicht.

So gondelten wir von Dorf zu Dorf und ernteten immer nur negative Antworten.

»Das gibt es doch nicht«, beschwerte sich Suko. »Hat der Knabe dich geleimt?«

Ich schüttelte den Kopf. »Nein, das glaube ich nicht. Aber ich bin es leid. Wir setzen uns mit der Polizei in Verbindung.« Während ich das sagte, rollten wir in ein Tal hinein. Die Straße war ziemlich eng. Sie führte in Windungen nach unten. Zu beiden Seiten wuchsen die Hänge in die Höhe. Sie waren mit dichtem Wald bewachsen. Wenn er mal zurücktrat und wir freie Sicht hatten, sahen wir die entfernter stehenden Berge mit ihren runden Kuppen. Dazwischen auch die satten, grünen Hänge, wo Kühe weideten.

Manchmal hatte auch ein Bauer Wein angebaut. Die Rebstöcke fielen wegen ihres geometrischen Musters auf.

Suko deutete auf das blauweiße Dorfeingangsschild. »Den Namen hat man dir doch auch gesagt.«

»Ja.«

»Das ist die letzte Hoffnung, sonst fahren wir wieder zurück.«

»Du gibst aber schnell auf.«

»London ist mir wichtiger.«

Ich grinste. »Sag doch lieber Shao.«

»Die sowieso.«

In dem Ort gab es eine Polizeistation. Davor fanden wir einen Parkplatz, stiegen aus und sahen den Dorfpolizisten auf der Treppe,

der uns fragend anschaute.
Wir grüßten höflich und erklärten unser Problem.
Der Polizist strich durch sein dunkles Kraushaar und wischte eine Fliege zur Seite. »Tut mir leid, da kann ich Ihnen auch nicht helfen. Hier ist kein Professor Chandler bekannt.«
Ich stand dicht vor der Verzweiflung. »Den muß es aber geben!« rief ich. »Er hat uns nicht reingelegt. Der Mann ist ziemlich bekannt. Hat zwei Bücher geschrieben, beschäftigt sich mit unerklärlichen Dingen…«
»Ach, den meinen Sie.«
»Ja, genau.«
»Das ist Joschi!« rief der Polizist.
Suko und ich schauten uns erstaunt an. »Wie heißt er hier?« fragte ich, »Joschi?«
»So nennen wir ihn.«
»Moment«, sagte ich und hob die Hand. »Sind sie sicher, daß wir von dem gleichen Mann reden.«
Der Beamte nickte. »Bestimmt.«
»Dann können Sie ihn auch beschreiben!«
»Klar.« Der Mann begann damit.
Schon nach den ersten Worten unterbrach ich ihn. »Okay, das ist er. Und dieser Joschi hat uns auf seine Burg eingeladen, wo finden wir sie?«
»Etwa fünf Kilometer von hier. Sie müssen den Berg hoch.«
»Zu Fuß?«
»Wenn der Weg nicht verschlammt ist, schaffen Sie es auch mit dem Wagen«, erklärte er.
»Wir versuchen es.«
»Es hat in der letzten Zeit viel geregnet.«
»In England war es noch schlimmer. Jedenfalls danken wir Ihnen für diese Informationen.«
»Bitte, bitte, gern geschehen.«
Ich ärgerte mich. »Das hätte uns auch schon früher einfallen können«, erklärte ich, als wir wieder im Wagen saßen.
Der Polizist trat an die Fahrerseite. Ich kurbelte die Scheibe nach unten.
»Ich sage Ihnen noch den Weg. Sie müssen folgendermaßen fahren…«
Konzentriert hörten wir zu. Schließlich bewegten wir uns in einer fremden Gegend, und waren auf exakte Informationen angewiesen. Der Mann machte seine Sache gut, so wie ich es beurteilen konnte. Danach war alles okay.
Es war ein netter kleiner Ort, den wir durchfuhren. Als die Häuser zurückblieben, sahen wir auch den schmalen Weg, der nach links

abzweigte und in hügeliges Gelände führte. An einem Restaurant kamen wir vorbei, fuhren in einen Wald und blieben auf dieser Höhe, denn die Straße stieg nicht an.

Der Asphalt war holprig. Die Winterschäden hatte man nicht beseitigt. So manches Mal rollte der Opel durch Schlaglöcher. Sie verzierten die Straße mit ihrem Muster.

Es wurde dunkel.

Das gefiel mir überhaupt nicht. Durch das Verfahren hatten wir ziemlich viel Zeit vertrödelt, so daß unsere Chancen sanken, den Wohnsitz des Professors noch vor der Dunkelheit zu erreichen.

Ich hatte die Scheinwerfer eingeschaltet. Die gelben Augen stachen in die graue Dämmerung, deren Schatten immer dichter wurden, so daß der Wald rechts und links zu einer dunklen Masse verschmolz.

Ein Hinweisschild auf die Burg entdeckten wir nicht. Zudem kamen wir uns vor wie die einzigen Menschen in dieser Gegend, und der Wald erinnerte mich an ein gespenstisches, verwunschenes Gelände.

»Hast du was?« fragte ich Suko. Er saß neben mir und hatte seine Augen leicht verengt.

Der Chinese hob die Schultern. »Eigentlich nicht. Aber seltsam ist es schon. Mir gefällt die Gegend nicht.«

»Hast du einen Grund?«

»Nein, nur so.«

Ich schaute wieder nach vorn. Der Lichtteppich huschte über die Fahrbahn. Er zeigte ein geisterhaftes Gelb und berührte manchmal die aus dem Straßengraben wachsenden Büsche und Gräser, so daß uns diese vorkamen wie mit einer fahlen Farbe überpinselt.

Vom Himmel konnten wir nicht viel sehen. Er verschwamm zu einem seltsamen Grau, das an manchen Stellen heller wirkte, weil noch letzte Sonnenstrahlen hineinstachen.

»Jetzt müßte eigentlich die Abzweigung kommen«, sagte Suko, »Vorausgesetzt, der Kollege hat nicht gelogen.«

»Weshalb sollte er?« Ich wollte noch etwas hinzufügen, verschluckte das Wort jedoch, denn ein Ereignis trat ein, das mich völlig überraschte und aus der Bahn warf.

Suko erging es ähnlich. Dies jedenfalls hatte er mir hinterher erzählt.

Wir hatten das Gefühl, als wäre unser Wagen geschüttelt worden.

Unsichtbare Hände wollten ihn zurückhalten, drückten von vorn gegen ihn, so daß ich ein wenig mehr Gas gab. Eine zwangsläufige Reaktion, und der Opel sprang förmlich vor.

Ein Hindernis war nicht zu sehen, und wir befanden uns auch weiterhin in einem Wald.

Nur hatte sich der Weg verändert.

Vorhin waren wir über Asphalt gerollt. Den sahen wir nicht mehr vor uns, sondern einen schlammigen Pfad, der in den Wald hineinstach

und so schmal wurde, daß ein Durchkommen nicht mehr möglich war.
Ich stoppte.
Den Motor brauchte ich nicht erst auszustellen. Er verstummte von allein. Ein leises Blubbern vernahmen wir noch, dann war es zu Ende.
Auch die Scheinwerfer verlöschten.
Zunächst blieben wir sitzen. Beide hatte uns dieser Vorgang überrascht.
Wir suchten auch nach einer Erklärung, waren im Moment ratlos. Suko öffnete als erster die Tür.
Als er ausgestiegen war, saß ich noch im Wagen und fragte ihn: »Was ist los?«
»Nichts.«
»Wieso?«
»Die gleiche Luft, die gleiche Temperatur, vielleicht ein wenig frischer. Dennoch habe ich das Gefühl, nicht mehr dort zu sein, wo wir uns noch vor einigen Minuten befanden.«
Da gab ich meinem Freund recht. Auch mich hielt nichts mehr in dem Leihwagen, und ich verließ ihn ebenfalls.
Mein Freund hatte sich nicht geirrt. Auch mir kam die Umgebung verändert vor. Auf gewisse Weise beeinflußt. Da kannte ich eigentlich nur eine Antwort.
Magie!
Mein Kreuz mußte mir helfen. Ich zog es unter dem Hemd hervor, ließ es auf der Handfläche liegen und schaute es an.
Es zeigte nicht mehr den silbernen Glanz, den ich von ihm gewohnt war.
Mir erschien das Silber matter zu sein als normal. Möglicherweise ein Zeichen, daß wir es mit Schwarzer Magie zu tun hatten.
»Gehen wir weiter«, schlug Suko vor.
Ich deutete nach vorn. »Hast du eine Machete? Zu Fuß kommen wir kaum durch.«
»Und stehen bleiben können wir auch nicht.«
»Okay, gehen wir.«
Wir machten uns auf den Weg. Schon nach ein paar Schritten hatte ich das Gefühl, in einem Dschungel zu stecken. Einen so dichten Wald hatte ich in Mitteleuropa noch nicht gesehen. Zwar wuchsen hier keine direkten tropischen Pflanzen, aber die Bäume und Sträucher, die wir sahen, gehörten nicht in die Fauna, die uns bekannt war.
Mit den Händen schlugen wir um uns. Die Luft war dabei seltsam klar und auch kalt, selbst innerhalb dieses dichten, beinahe undurchdringlichen Waldes.
Es gab überhaupt keine Wege oder Pfade. Wir mußten uns weiterhin regelrecht durchschlagen.
Dann hörten wir das Brüllen.

Wie Schlag und Echo eines gewaltigen Donnern hallte es uns entgegen.

Irgendwo rechts von uns war es aufgeklungen, so daß wir das Gefühl hatten, die Bäume würden anfangen zu zittern.

Suko schaute mich an und hob die Schultern. Eine Erklärung hatte er auch nicht.

Ich dachte darüber nach und formulierte die nächsten Worte ziemlich vorsichtig und mit einem dicken Fragezeichen versehen. »Sollten wir in einer anderen Zeit stecken?«

Suko nahm den Ball sofort auf. »Meinst du die Vergangenheit?«

»Ja.«

»Das ist gar nicht mal so abwegig. Schließlich spielte unser Professor mit den Zeiten. Er kann ja auch andere Dimensionen bereisen, die er berechnet hat.«

»Das wäre wirklich ein Ding.«

»Aber nichts ist unmöglich, John.«

Da hatte mein Partner recht. Sollten wir wirklich in eine ferne Vergangenheit geschleudert worden sein, gab es die Burg sicherlich noch nicht, und wir irrten durch den Wald, ohne etwas zu entdecken.

Allerdings hatte uns das donnernde Geräusch aufmerksam gemacht.

Wahrscheinlich war es von einem Tier ausgestoßen worden, und dieser Spur wollten wir nachgehen, deshalb mußten wir uns nach rechts wenden.

Suko war einverstanden.

Auch der Boden hatte sich verändert. Er war weicher geworden. Seine Beschaffenheit wies auf einen Sumpf hin. Wahrscheinlich lag er in der Nähe. Wir mußten achtgeben, daß wir nicht steckenblieben.

Die Luft blieb kühl. Manchmal raschelte es über uns in den hohen Kronen der Bäume. Wahrscheinlich waren es Tiere, die sich durch unsere Bewegungen gestört fühlten.

Wieder vernahmen wir das Brüllen.

Diesmal schon lauter. Beide hatten wir das Gefühl, als würde der Boden unter unseren Füßen zittern.

Baumstämme, höher als Häuser, versperrten uns den Weg. Wir mußten über sie klettern und rutschten manchmal auf der dicken Rinde aus.

Wenn wir dann zu Boden sprangen, landeten wir nicht nur auf der weichen Erde, sondern verschwanden fast völlig zwischen den hohen Farnen, die ebenfalls so seltsam fremd wirkten. Jedenfalls hatte ich so etwas noch nie gesehen.

Doch, einmal.

Als es uns an den Südpol verschlagen hatte. Dort waren wir nicht nur auf dem Friedhof am Ende der Welt gelandet, sondern auch in der Urzeit der Erde.[2]

Hier fanden wir seltsame Parallelen…

Suko hatte den gleichen Gedanken wie ich. Auch er erinnerte sich an das Abenteuer Antarktis.

»Wenn unsere Annahme stimmt, Alter!« keuchte ich, »müßten wir dem Professor einige Fragen stellen.«

»Vorausgesetzt, wir finden ihn.«

»Das hoffe ich doch.«

Sicher war es nicht, denn wir bewegten uns in einer völlig anderen Landschaft, zudem in einer anderen Zeit, in der es vielleicht noch keine Menschen gegeben hatte. Wir hätten schon wieder in die unsrige zurückgemußt, um den Professor zu treffen. Es sei denn, er hätte ebenfalls diesen Sprung mitgemacht.

Einem Weg folgten wir nicht, sondern einem Pfad, vielleicht auch Wildwechsel, denn anders sah mir diese Lücke nicht aus.

Im nächsten Augenblick vernahmen wir das Brüllen sehr nah. Wir blieben erschreckt stehen. Unsere Hände rasten in Richtung Waffen, um sie hervorzureißen, doch es war nicht nötig, da wir keinen Feind zu Gesicht bekamen.

Dafür vernahmen wir noch etwas anderes.

Einen dünnen, ängstlichen Schrei!

***

Graax stand vor ihm!

Peter Kugler, der achtjährige Junge, wußte sofort Bescheid. Seine Großmutter hatte ihm so oft davon erzählt, daß es keine andere Möglichkeit gab.

Das mußte Graax sein!

Seltsamerweise glaubte Peter nicht an eine Verkleidung, er nahm diese Gestalt als tatsächlich existierend hin, die auf einem Tier hockte, das es eigentlich auch nur in Märchen und Legenden gab. Das Wesen ähnelte wirklich mehr einer Schlange, aber es besaß einen Körper, der dicker war als ein Baumstamm, so daß Graax auf ihm reiten konnte. Das Maul hatte diese Superschlange weit aufgerissen. Peter sah nur zwei Zähne, die aus dem oberen Kiefer wie weiße Lanzen hervorstachen und mit ihren Spitzen fast die lange Zunge berührten, die aus dem aufgerissenen Maul peitschte.

Graax selbst sah noch gefährlicher aus als die Schlange. Er trug Teile einer goldfarben schimmernden Rüstung, die seine Beine bis hinauf zu den Knien bedeckte, Arme und Schultern ebenfalls, und überging in einen »goldenen« Helm, der seinen Kopf von drei Seiten umschloß und nur das Gesicht freiließ.

In der Körpermitte war Graax durch einen Gürtel geschützt. Er wies eine Schnalle von der Größe eines Kinderkopfs auf.

Der Krieger selbst sah zwar aus wie ein Mensch, doch seine Haut war

anders. Sie besaß keinen hellen Farbton. Dafür schimmerte sie in einem dunklen Violett, und diese Farbe setzte sich auch auf dem Gesicht fort, dessen untere Hälfte von dem dunklen Bart völlig eingenommen wurde.

Graax hatte seinen Mund weit aufgerissen, darin glich er der Schlange, und er hielt sich mit der linken Hand an deren Hals fest, während die Finger seiner Rechten den Griff des Kriegsbeils umklammerten.

Für den Jungen war diese Gestalt furchterregend, und Peter glaubte auch, daß der andere ihn töten wollte. Sogar die Umgebung hatte sich verändert. Was von Peter gar nicht mal so sehr wahrgenommen worden war, denn sein Blick fraß sich zu sehr an Graax und der Schlange fest.

Jetzt bewegte sie sich.

Der Körper schien zu wandern, die Schuppen auf der Haut reagierten dabei wie Pailetten, nur daß sie eben lautlos gegeneinanderstießen. Da die Schlange dem Jungen jetzt ihre Seite zudrehte, erkannte Peter, daß sie nicht nur diesen grünlichen Körper besaß, sondern von innen her in einem rötlichen Ton schimmerte, als bestünde sie hier nur aus rohem Fleisch.

Der Junge durchlebte schreckliche Sekunden. Die Angst hielt ihn in ihren Klauen, und allmählich sank auch das bläuliche Licht zusammen, das Untier und Reiter umfangen gehalten hatte.

Die Luft war seltsam klar und rein. Wenn Peter an der Monstergestalt vorbeischaute, sah er den verfilzten, unheimlich wirkenden Wald, in den die Axt eine Schneise geschlagen hatte, damit sich Graax einen Weg bahnen konnte.

Für Peter Kugler wurden in diesen schrecklichen Augenblicken alle Alpträume, die er erlebt hatte, zu einer kaum faßbaren Wahrheit. Das war keine Illusion, Graax gab es tatsächlich, und er beugte sich ein wenig weiter vor, um den Jungen besser sehen zu können. Dabei hielt er die Axt nach wie vor schlagbereit in der rechten Hand.

Peter wurde angesprochen.

Er vernahm die dumpfen, gleichzeitig kehlig klingenden Laute, verstand sie allerdings nicht, sondern ging zitternd zurück, winkelte seinen linken Arm an und hob ihn als Deckung vor sein Gesicht.

Wieder sprach Graax. In seinen düsteren Augen glomm dabei ein gefährliches Leuchten, und sein Blick nahm die durchbohrende Schärfe eines Messers an.

Peter schüttelte den Kopf. Am liebsten hätte er sich weit weggewünscht, und er rief auch nach seinen Eltern, wobei seine dünne Stimme von keinem verstanden wurde.

Graax grinste bösartig.

Ein wenig drehte er die gewaltige Streitaxt noch nach außen, damit

die Klinge schräg nach unten fahren konnte und auch den Hals des Jungen zielsicher traf.

Graax kannte nur seine Gesetze. Die Regeln einer furchtbaren, grausamen Welt.

Wie gebannt blieb Peter stehen. Er richtete seinen Blick auf die Waffe, begriff die Gefahr nicht so recht, und vernahm nur hinter sich die aufgeregten Schreie.

Im nächsten Augenblick fuhr der Arm des Kriegers mit tödlicher Zielsicherheit nach unten…

***

Dieser dünne Schrei hatte uns alarmiert. Obwohl er nicht in unserer unmittelbaren Nähe erklungen war, wußten wir dennoch Bescheid. Da befand sich jemand in großer Not, und wir mußten ihm helfen.

Schneller als zuvor versuchten wir, das Dickicht zu durchdringen. Es war nicht einfach. Zu viele Hindernisse wurden uns in den Weg gelegt. Von den Ästen der hohen Bäume hingen lianenartige Fäden nach unten, peitschten gegen unsere Körper, waren selbst feucht und versuchten, uns zurückzuhalten.

In der Düsternis konnten wir auch kaum etwas erkennen. Mancher Schritt wurde zu einem Fehltritt, so daß wir oftmals um und dabei auch zur Seite knickten.

Macheten hätten uns wirklich geholfen. Mit den nackten Händen kamen wir kaum durch.

Dann sahen wir das Licht.

Ein geheimnisvolles blaues Schimmern, das hinter den Bäumen lag, in der Mitte sehr intensiv war und zu den Rändern hin sich allmählich abschwächte.

Das war unser Ziel.

Suko stürmte an mir vorbei. Er drosch und schlug sich mit seinen eisenharten Handkanten den Weg frei.

Ich stolperte durch einen Tümpel, zog mich an quer wachsenden Ästen weiter und stellte fest, daß das blaue Licht allmählich zusammensank.

Wir waren bereits nah.

Da passierte es.

Ich hatte nach einem Ast greifen wollen, um mich weiterzuschwingen, als ich ins Leere faßte. Der Ast war plötzlich verschwunden. Das Gleichgewicht konnte ich nicht mehr halten, mein Körper kippte, so daß ich zu Boden fiel.

Suko erging es nicht anders. Ich hörte sein Schimpfen und spürte in Magenhöhe einen Schmerz, weil ich genau auf eine aus dem Boden ragende Astwurzel gefallen war.

Im Liegen hob ich den Kopf.

Mein Blick weitete sich. Fassungslosigkeit breitete sich aus. Ich sah den Körper einer Riesenschlange und auf ihm hockend einen furchtbaren Menschen, der eine Streitaxt erhoben hatte und damit auf einen kleinen Jungen zielte.

Als er zuschlug, verschwand er auch. Nur der Junge stand noch da!

Ich wischte mir über die Augen, das Bild blieb. Ich sah nur den Jungen, sonst keinen.

Und eine normale Umgebung!

Kein Dschungel mehr, kein verfilztes, zusammengewachsenes Unterholz, auch nicht die fremden, hohen Bäume, dafür dicht neben mir einen Holzstapel aus sorgfältig aufeinandergeschichteten Stämmen.

Und eine Wegkreuzung, auf der mein Freund Suko stand und sich ratlos umschaute.

Ebenso ratlos war der kleine Junge. Noch wandte er mir den Rücken zu.

Er hatte schmale Schultern. Entlang der Wirbelsäule trug er einen Köcher mit Pfeilen festgeschnallt. In der linken Hand hielt er einen selbstgebastelten Bogen, und der Junge drehte jetzt langsam den Kopf, wobei er zu Suko hinschaute.

»Graax?« sagte er fragend.

Suko lächelte. Er hob dabei die Schultern, weil er ebenso überrascht war wie ich.

»Wo ist Graax?« Die Stimme des Kindes zitterte. Der Kleine stand dicht vor dem Durchdrehen. Das merkte auch mein Partner. Er lief rasch hin und faßte ihn an.

»Es gibt keinen Graax«, sagte er schnell.

Ich erhob mich. Der Junge vernahm meine Schritte, drehte sich um, sah mich und wurde noch bleicher.

Ich lächelte ihn an. »Keine Sorge, mein Kleiner. Wir tun dir nichts und sind ebenso überrascht wie du.«

Sein bereits zum Schrei geöffneter Mund schloß sich wieder. Er hatte anscheinend Vertrauen zu uns gefaßt, schluckte ein paarmal und flüsterte: »Ihr habt ihn doch auch gesehen, nicht?«

Wir stimmten ihm beide zu.

»Dann gibt es ihn also«, sagte er weiter.

»Du kennst ihn?« fragte ich, wobei ich mich auf drei aufeinanderliegende Baumstämme setzte.

»Ja, ich habe ihn gesehen und auch davon gehört.« Der Junge schüttelte den Kopf. »Es ist nämlich so. Meine Großmutter hat mir von ihm erzählt. Sie wußte Bescheid. Die anderen lachten nur.«

»Wie heißt deine Großmutter denn?« wollte ich wissen.

»Kugler, Maria. Und ich bin der Peter!«

»Okay, Peter. Ich heiße John. Das da ist mein Freund Suko.«

Wir reichten uns die Hände. Peter freute sich, nicht mehr allein zu sein.

Wir allerdings hatten zahlreiche Fragen an ihn und hielten auch nicht damit zurück.

In den nächsten Minuten erfuhren wir die Geschichte des Jungen. Das Kind stand noch immer unter dem Eindruck des Erlebten, seine Stimme klang rauh, manchmal verhaspelte er sich auch und fiel dabei in einen Dialekt, den ich kaum verstehen konnte. Ein paarmal mußten wir nachhaken und konnten uns schließlich ein ziemlich genaues Bild von den vergangenen Ereignissen machen.

»Und du hast wirklich in den Büchern über Graax gelesen?« fragte Suko.

»Ja.« Der Junge nickte heftig. »Da war er so beschrieben, wie ich ihn gesehen habe.«

»Was stand denn noch alles darin?« wollte ich wissen.

»Geschichten über ihn. Daß er sehr grausam gewesen ist und alle tötete.«

»War er allein?«

»Nein, da gab es noch welche. Seine Diener. Sie ritten aber nicht, sondern gingen zu Fuß.«

»Hast du auch gelesen, ob er gestorben oder umgekommen ist?«

Peter schaute mich an. »Das weiß ich nicht genau«, erwiderte er dann.

»Aber da muß es einen gegeben haben, der gegen diesen Graax gekämpft hat. Ich weiß sogar den Namen.«

»Und?«

»Bandor. In den Büchern schrieb man von ihm. Bandor, der Dämonenjäger.«

»Das ist interessant«, erklärte ich und nickte. »Woher hast du die Bücher gekauft?«

»Nein. Die hat mir meine Großmutter geschenkt.«

»Und sie hat sie auch geschenkt bekommen?« Es war ein Versuchsballon, den ich mit dieser Frage startete, und ich traf dabei ins Schwarze.

»Das stimmt. Meine Großmutter hat die Bücher mitgebracht. Aus einem Schloß, wie sie sagte. Ihr Freund hat sie ihr geschenkt.«

»Kennst du auch seinen Namen?«

»Er heißt…« Der Junge schüttelte den Kopf. »Wir nennen ihn nur immer Joschi.«

Diesmal pfiff ich durch die Zähne. Sieh an, sieh an, der Kreislauf schloß sich. Plötzlich hatten wir die Verbindung zu unserem Professor, einem Mann, der sich mit Dimensionen und Zeitabläufen beschäftigte. Sollte es ihm gelungen sein, Vergangenheit und Gegenwart miteinander zu mischen? Ein fantastischer Gedanke, jedoch nicht so

einfach von der Hand zu weisen, da wir in dieser Richtung schon einiges hinter uns hatten. Auf jeden Fall war ein Gespräch mit Chandler dringend nötig.

»Kennst du Joschi denn?«

Der Junge schaute mich an, als hätte ich etwas Verbotenes gesagt.

»Natürlich kenne ich ihn. Joschi ist mein Freund. Er hat uns besucht, ich war auch auf seiner Burg.«

»Dann könntest du uns hinführen?«

»Klar. Wollen Sie denn zu ihm?«

»Sehr gern. Wir waren schon auf dem Weg, als uns diese Überraschung traf und wir das Ungeheuer mit dem Krieger Graax sahen.«

»Wann wollen Sie denn dahin?« fragte uns Peter.

»Noch heute.«

Der Junge erschrak. »Es ist aber dunkel«, sagte er und schaute sich ängstlich um. »Ich muß nach Hause. Meine Eltern warten auf mich. Sie haben…«

»Du brauchst uns nur den Weg zu beschreiben«, sagte Suko. »Wir bringen dich vorher nach Hause und gehen allein zu dem Professor.«

»Joschi ist Professor?«

»Ja. Hast du das nicht gewußt?«

»Nein.«

»Wie weit ist es denn noch?« fragte ich ihn.

»Nicht mehr weit. Wir wohnen allein. Mein Vater ist Holzfäller und auch Förster.« Der Junge deutete nach rechts. »Wo dieser Weg zu Ende ist, da wohnen wir.«

Ich nickte. »Gut, dann wollen wir mal gehen.«

»Haben Sie keine Angst?« Peter schaute mich an, während ich von dem Holzstapel hochkam.

»Jetzt nicht mehr.«

»Und wenn Graax wiederkommt?«

»Müssen wir mal sehen.« Ich wollte dem Jungen den Mut nicht rauben, deshalb gab ich vor ihm nicht zu, daß auch ich mich fürchtete. Wir waren tatsächlich hier in einen Fall hineingeraten, den man mit Worten kaum beschreiben konnte. So unheimlich und unvorstellbar war alles. Meiner Ansicht nach wurde hier eine blutige Vergangenheit der Erde wieder zu einem schaurigen Leben erweckt.

Der Weg war gut zu gehen. An einigen Stellen schimmerten lange Pfützen, die wir überspringen mußten, kamen ansonsten ziemlich schnell und sicher voran.

Auch sahen wir das Licht. Geheimnisvoll schimmerte es durch die Dunkelheit. Beim Näherkommen stellten wir fest, daß es sich um mehrere Lichter handelte. In dem Haus waren die Fenster in der ersten Etage erhellt.

Ein Hund schlug an. Peter freute sich. »Das ist Putzi, unser Dackel. Er hat uns schon gehört.«

Der Junge war nicht mehr zu halten. Bisher hatte ich ihn an der Hand gefaßt. Nun riß er sich los und rannte auf das Haus zu, dessen Eingangstür geöffnet wurde, so daß ein breiter Lichtbalken nach draußen fallen konnte.

In diesem hellen Streifen zeichneten sich wenig später die Umrisse einer Männergestalt ab, und wir vernahmen die an den Jungen gerichtete vorwurfsvolle Stimme.

»Wo kommst du jetzt erst her, Peter? Ich habe dir doch gesagt…«

»Vati, ich habe ihn gesehen«, unterbrach Peter den Mann. »Wirklich, er war da.«

»Wer?«

»Graax!« Peter sprach den Namen mit Bestimmtheit aus, und sein Vater zeigte sich sprachlos. Als er nichts sagte, fuhr der Junge fort. »Auch die beiden Männer haben ihn gesehen.«

»Welche Männer?«

»Wir, Herr Kugler«, sagte ich, beschleunigte meine Schritte und geriet wenig später an den Rand des Lichtscheins, so daß mich der Mann auch erkennen konnte.

Er nahm eine steife Haltung an. »Was wollen Sie hier, und was haben Sie mit meinem Jungen gemacht?«

Jetzt zu langen Erklärungen anzusetzen, hatte keinen Sinn, deshalb griff ich zu einem Trick, der aufkeimendes Mißtrauen stoppte und sich immer als sehr wirkungsvoll erwiesen hatte.

»Wir sind von der Polizei, Herr Kugler.«

Der Mann erstarrte. Seine Gesichtszüge veränderten sich. Wir sahen, daß sich sein Adamsapfel bewegte, als er ein paarmal schluckte, dann die Schultern hob und eine Frage stellte. »Aber wieso denn? Was habe ich mit der Polizei zu tun?«

»Nichts, Herr Kugler«, erwiderte ich und hielt ihm meinen Ausweis entgegen, den er auch nahm.

Er las, schaute mich an und schüttelte den Kopf. »Aber…aber…das ist ja Scotland Yard.«

»Sehr richtig.«

»Wir sind in Österreich…«

»Das spielt in diesem Fall keine Rolle, Herr Kugler. Dürfen wir Ihnen das im Haus erklären?«

»Na ja.« Er war ein wenig unsicher. »Wenn Sie schon mal da sind, bitte, kommen Sie herein!«

»Pa, die beiden sind wirklich in Ordnung«, erklärte der Junge. »Glaube es mir…«

»Ist schon gut.« Wir nahmen die einladende Bewegung nickend an und ließen uns in eine große Diele führen, die zu diesem Haus genau

paßte.
Sie war rustikal eingerichtet. Schwere Holzmöbel, Geweihe an den Wänden, ein Leuchter unter, der Decke, dessen Eisengestell auch zu denen der Wandleuchten paßte.
Einen Kamin sahen wir ebenfalls. Aus rohen Steinen war er gemauert worden, und das Feuer brannte auf kleiner Flamme. Aus einem Eisenkorb nahm der Förster einige Scheite und warf sie in die Flammen, die sich funkensprühend ausbreiteten, als sie die frische Nahrung bekamen.
Wir nahmen in einer eichenen Sitzgarnitur Platz, und der Förster stellte die Lampe über dem rustikalen Holztisch höher, damit wir uns ansehen konnten. Er bot Wein an, den wir nicht ablehnten.
Der Mann war etwa in meinem Alter, allerdings ein wenig kräftiger.
Zudem trug er einen Bart, der, wie auch sein Haar, erste graue Strähnen zeigte. Bekleidet war er mit einer derben grünen Cordhose, und dazu trug er ein Hemd in der passenden Farbe.
»Leider besitze ich keinen eigenen Weinberg«, erklärte er bedauernd, als er die Pokale vollschenkte, »aber diesen Wein kann man auch trinken. Ein Freund baut ihn an.«
Peter hatte sich zwischen Suko und mich gestellt. Sein Gesicht zeigte nicht mehr den ängstlichen Ausdruck, sondern eine entspannte Mimik.
Er war froh, dem Horror entkommen zu sein.
Nachdem wir von dem Wein gekostet hatten, brachte ich das Gespräch schnell in die Richtung, die ich haben wollte. Ich berichtete für Peter gleich mit, und sein Vater bekam Kugelaugen, als er hörte, was uns da widerfahren war.
Zum Schluß lachte er sogar. »Nein, das kann doch nicht stimmen. Entschuldigen Sie, aber ich muß Sie einfach für Fantasten halten.«
»Leider haben wir die Wahrheit gesagt.«
Herr Kugler griff nach seinem Glas und schüttelte den Kopf. Er ließ sich auch von seinem Sohn nicht überzeugen.
»Dann frag doch mal die Oma!« rief der Junge.
»Das kann ich leider nicht. Sie ist spazierengegangen.«
»Vielleicht zum Schloß?« fragte ich, »dann wüßte sie mehr über die Sagengestalt.«
Der Mann lehnte sich zurück und lachte hart auf. »Nichts gegen meine Mutter, aber sie läßt sich zu leicht beeinflussen. Sie glaubt noch an Geister und andere Gestalten. Unterstützt wird sie dabei von Joschi, dem Professor. Der hockt in seiner Burg und beschäftigt sich ebenfalls mit seltsamen Forschungen. Alle Menschen hier in der Gegend halten ihn für einen harmlosen Spinner.«
Ich runzelte die Stirn. »Harmlos ist er, das kann ich bestätigen. Aber ein Spinner nicht. Mein Freund und ich haben erlebt, zu welchen Taten er fähig ist und was er alles herausgefunden hat. Ich muß

ehrlich zugeben, daß man dies mit dem Wort phänomenal umschreiben kann. Glauben Sie mir, Herr Kugler.«

»Ihre Worte sind gut gemeint, Herr Sinclair, aber sie können mich nicht überzeugen. Ich möchte auch nicht mehr«, jetzt warf er Peter einen scharfen Blick zu, »daß sich mein Sohn mit diesen Dingen beschäftigt. Ich bin kein Patriarch, doch in diesem Fall ist es besser, wenn ich dir die Bücher wegnehme.«

»Trotzdem gibt es Graax.«

»Hör doch mit dem Unsinn…« Er hielt ein, denn die Tür im Hintergrund war geöffnet worden.

Frau Kugler kam. Sie war eine nette Person. Ein wenig dick und mit großen, hellen Augen. Das Haar trug sie zurückgesteckt. Im Nacken bildete es einen blonden Knoten. Die Augenbrauen wirkten in dem Gesicht mit den rosigen Wangen wie dünne, blasse Pinselstriche.

Ihr Mund war zu einem Lächeln verzogen, als sie auf uns zuschritt, doch dieses Lächeln zerbrach unterwegs, und das Gesicht nahm einen erstaunten Ausdruck an.

Kugler sprang auf. »Was hast du, Elke?«

»Mir…mir ist so komisch. Mein Gott, ich falle. Alles wird so anders. Das Haus, die Wände…«

Einen Moment später spürten auch wir es.

Suko und ich saßen. Kugler aber fiel zur Seite und prallte auf den Boden.

Sein Sohn klammerte sich an Suko fest, und einen Moment später befanden wir uns in einer völlig anderen Gegend und Zeit…

***

Marias Gesicht zog sich in die Länge. Das Blut wich aus ihren Wangen, so daß die Haut im Kerzenschein seltsam bleich wirkte. Ein paarmal schluckte die Frau und schüttelte dabei den Kopf. »Was haben…ich meine, was hast du gesagt?«

Chandler lächelte dünn. »Ich bin der festen Meinung, daß ich bereits einmal gelebt habe.«

»Das kann ich nicht glauben!« Maria war über die Aussage des Mannes so schockiert, daß sich eine Gänsehaut auf ihrem Körper bildete und wanderte. Über die Flamme der Kerze hinweg schaute sie den Professor an, in dessen Gesicht sich nichts regte. Nur seine Fingerspitzen bewegten sich, sie lagen zu beiden Seiten des Weinglases.

»Soll ich es dir beweisen?« fragte der Mann in die lastende Stille hinein.

Maria atmete tief ein. Sie hatte zuerst ein kräftiges Ja sagen wollen, fürchtete sich plötzlich davor, denn ein Beweis dessen, was der Professor gesagt hatte, konnte ein schlimmer Einschnitt werden und

ihre Welt quasi auf den Kopf stellen.

»Maria«, sprach Chandler mit leiser Stimme, »wie lange kennen wir uns jetzt? Sind es zehn Jahre?«

»Bestimmt.«

»Gut, wir sind also Freunde. Da ist viel geschehen, du hast von meinen Forschungen einiges mitbekommen. Das Wichtigste jedoch habe ich dir verschwiegen. Mir ist es tatsächlich gelungen, die Dimensionen zu berechnen und durch magische Formeln so zu beeinflussen, daß ein Hineintauchen für mich keine Schwierigkeiten mehr bedeutet. Ich habe es geschafft, Maria. Wie du dich erinnern kannst, war ich in den letzten Tagen nicht hier. Ich befand mich in einer anderen Welt, in der Dimensionen der Ghouls, einer schrecklichen Abart der Schwarzblütler, und ich war dort, wo sie geboren wurde. Da habe ich auch zwei Männer persönlich kennengelernt, die ich zu mir eingeladen habe. Sie werden irgendwann eintreffen, du wirst sie auch kennenlernen. Die beiden sind Engländer. Der eine heißt John Sinclair, der andere Suko. Aber nur Sinclair befand sich in meiner Dimension, und er rettete mich. Als ich gefangengenommen war und mit meinem Leben schon so gut wie abgeschlossen hatte, da bekam ich ein anderes Bewußtsein. Ich konnte dieses Bewußtsein sogar schärfen, und es entstanden vor meinem geistigen Auge Bilder. Szenen, die den Schrecken zeigten, und ich sah immer nur einen Mann im Mittelpunkt. Einen muskulösen Kämpfer mit langen, schwarzen Haaren, der ein Schwert ausgezeichnet zu führen verstand. Dieser Mann faszinierte mich, ich sah ihn immer deutlicher und hatte auf einmal das Gefühl, daß in seinem Körper meine Seele stecken würde. Begreifst du das, Maria?«

»Nein«, hauchte die Frau.

Der Professor lehnte sich zurück. »Ich habe es erst auch nicht verstanden«, erklärte er. »Aber die Zeit gab mir Aufschluß. Je öfter ich den Mann sah, um so intensiver wurde die Bekanntschaft mit ihm. Ich möchte da von einer regelrechten Seelenverwandtschaft ausgehen, und es gelang mir, die Gedanken des anderen aufzunehmen und sie zu verstehen. Ich erfuhr seinen Namen. Er heißt Bandor, der Dämonenjäger. Gelebt hat er zu einer Zeit, als es auf der Erde allein das magische Spiel der Kräfte gab und noch keine Menschen in diesem Sinne umherliefen. Dennoch existierte das Gute und das Böse, wobei die Grenzen, das gebe ich zu, manchmal fließend waren. Aber ich habe erkannt, daß Seelen unsterblich sind, und auch Bandors Seele irrte umher, bis sie einen neuen Körper gefunden hatte, nämlich mich. Ich war Bandor, der Dämonenjäger, Maria! Ich und kein anderer. Hast du gehört?«

»Das habe ich, Joschi!«

Der Professor lächelte, als sie ihn so nannte. Das tat Maria immer,

wenn sie Angst um ihn hatte. »Bisher habe ich keinem davon erzählt, Maria, nur eben dir, und ich habe inzwischen auch schon ein gewisses Experiment durchgeführt.«

»Ein Experiment?«

»Ja, es ist sogar gelungen, wie ich meine. Und ich möchte es vor dir wiederholen.«

»Was ist es?« flüsterte die Frau.

Ebenso leise gab der Professor zurück. »Ich manipuliere mit den Zeiten, spiele mit ihnen…«

Diesmal erfolgte die Reaktion spontan. »Nein, das kannst du nicht. Um Himmels willen, du greifst in die Geschichte des Herrn ein, zerstörst das Gefüge der Welt.«

»Nicht doch, meine Liebe. Ich zerstöre nicht, ich will erhalten; und ich will aus der Zukunft kommend meine Aufgabe in der Vergangenheit zu Ende bringen.«

»Was willst du zu Ende bringen?« fragte die Frau.

Ein etwas rätselhaftes und gleichzeitig wissendes Lächeln zuckte um die Lippen des Mannes. »Ich kämpfte damals gegen wilde Horden«, erklärte der Professor. »Es waren schreckliche Krieger. Eindringlinge aus irgendwelchen fernen Ländern. Einer ihrer Anführer hieß Graax. Er war mein Todfeind, aber mir gelang es nicht, ihn zu töten. Das muß ich in der Zukunft nachholen. Graax lebt. Ich will ihn aus der Vergangenheit in die Gegenwart holen und auch Bandor, mich selbst, wenn ich das mal so sagen darf. Verstehst du nun?«

»Nein, Joschi, nein! Ich weiß nur, daß es gefährlich ist. Du kannst dabei dein Leben verlieren.«

»Das ist möglich. Aber auch Graax wird nicht überleben, denn diesmal kämpfe ich nicht allein. Die beiden Männer aus England werden mir zur Seite stehen. Und sie sollten mit mir zusammen in die Vergangenheit geworfen werden.«

»Kannst du das denn? Ist es wirklich so einfach, die Zeiten zu manipulieren und aus der Vergangenheit eine Gegenwart zu machen?«

Der Mann nickte ernst. »Das geht sehr gut, wenn man den Schlüssel dazu besitzt. Ich habe ihn, Maria. Mein langes, intensives Suchen und Forschen hat sich gelohnt.« Er stand auf. »Es ist mir bereits gelungen, die Zeiten zu vermischen. Kurz bevor du kamst, habe ich das Experiment durchgeführt. Ich sah ihn zwar nicht, dennoch war ich sicher, daß sich Graax auch gezeigt hat. Er war hier in der Gegenwart.«

»Und Bandor?«

Da hob der Gelehrte die Schultern.

Maria hatte er durch seine Worte noch immer nicht überzeugen können.

Sie schüttelte den Kopf, rang die Hände und flehte ihren Freund an.

»Bitte, tu es nicht, Joschi. Du wirst nur Unglück über die Menschen bringen. Laß die Welt und laß die Zeiten.«

»Ich kann es nicht. Denn wenn ich nicht auf eine Entscheidung dränge und sie jetzt treffe, wird irgendwann einmal das Grauen zurückkehren, und dann ist niemand da, der ihm Einhalt gebietet. So und nicht anders mußt du das sehen, Maria!«

»Überzeugen hast du mich nicht können, Joschi. Tut mir leid.«

»Willst du gehen?«

Maria hob den Kopf. Dabei lächelte sie. Der Blick saugte sich an den Augen des Professors fest. »Weißt du, Joschi, ich wäre am liebsten gegangen, aber wir beide kennen uns schon sehr gut, wie du selbst gesagt hast. Deshalb will ich sehen, was du machst.«

»Das ist gut«, flüsterte der Professor. »So habe ich mir das auch vorgestellt. Und du wirst es nicht bereuen, denn du kannst einen Blick in eine Zeit werfen, die…« Er hob die Schultern, denn es fehlten ihm die treffenden Worte, »die so schlimm und barbarisch ist, daß niemand dort lange überleben konnte.«

»Dann laß sie doch!«

»Nein, Maria. Graax wird wiederkommen, das weiß ich genau. Aber diesmal bestimme ich den Tag, die Stunde und den Ort seiner Rückkehr. Ich führe das zu Ende, was vor langer Zeit einmal begonnen hat. Mehr möchte ich dazu nicht sagen.«

»Dickkopf!« flüsterte die Frau. »Verfluchter Dickkopf. Aber so kenne ich dich. Ich hätte mich auch gewundert, wenn es anders gewesen wäre.«

Mit einem heftigen Ruck stand sie auf und schob den Stuhl zurück. »Ich werde dich begleiten, Joschi.«

»Das freut mich sehr.«

Maria Kugler fürchtete sich. Man sah es ihrem Gesicht an. Die Blicke wieselten ängstlich durch den Raum. Überall suchte sie nach geheimnisvollen Gegnern, nach versteckten Dingen, einer Gefahr, aber sie sah nichts. Es war alles normal.

Der Professor schritt vor. Er ging dabei in den Hintergrund des Raumes und steuerte eine Tür an, die in sein eigentliches Reich führte. Hinter dieser Tür lag ein großer Saal. Chandler hatte Wände ausreißen und wegstemmen lassen, um sich dieses Labor, wie er nannte, einrichten zu können. Dort führte er seine magischen Experimente durch, kümmerte sich um Beschwörungen und bemalte den Boden mit geheimnisvollen Zeichen sowie Formeln, die Maria nicht verstand.

Abgeschlossen hatte der Mann nicht. Er zog die Tür auf und nahm Maria mit in sein Reich.

Die Frau glaubte, eine andere Welt betreten zu haben. War das hinter ihr liegende Zimmer schon mit einer seltsamen Atmosphäre gefüllt, so verdichtete sich dies in dem vor ihr liegenden Raum zu einem

rätselhaften Flair, das aus dem Unsichtbaren hochgestiegen war und die Mauern durchdrang.

Hier spürte der sensible Mensch, daß etwas geschah. Auch die Äußerlichkeiten paßten haargenau hinein.

Da war die schwarz angestrichene Decke, auf der nur die hellen Flammenkreise der brennenden Kerzen abgemalt waren. Der Boden zeigte ein tiefes Rot. Ein Stehpult war noch vorhanden. In einer kleinen Mulde lagen bunte Kreidestücke. Mit ihnen war der Mittelpunkt und der eigentliche zentrale magische Kern des Raumes aufgezeichnet worden.

Ein geheimnisvolles Fünfeck aus schwarzen Kreidestrichen, deren breite Linien glänzten, als wären sie mit Öl lackiert worden. Fünf Ecken besitzt ein Pentagramm, und diese geometrische Figur bildet oft die Basis des Magiers. Jede Seite besaß die Länge eines Menschen, und direkt neben die Striche hatte der Professor geheimnisvolle Zeichen und Formeln gemalt, deren Sinn nur er selbst kannte, nicht aber Maria.

Seltsamerweise war die Farbe innerhalb des Fünfecks nicht mehr zu sehen. Das Rot des übrigen Bodens war einem stumpfen Grau gewichen. Eine Erklärung wußte die Frau nicht, sie wagte auch nicht, danach zu fragen.

Der Professor hatte sie vorgehen lassen und schloß hinter ihr behutsam die Tür. Nur ein leises Geräusch war zu vernehmen, aber Maria kam sich eingeschlossen vor.

Sie fröstelte.

Das lag nicht nur an der Kühle, die innerhalb des Raumes herrschte, sondern auch an ihrem Zustand. Von innen her kroch ein beklemmendes Gefühl in ihr hoch, das Licht der zahlreichen Kerzen empfand sie ebenfalls als kalt, und in ihrem Widerschein wirkte das Gesicht des Professors seltsam bleich.

»Du bleibst an der Tür stehen!« sagte er flüsternd zu seiner alten Freundin, lächelte knapp, sah Marias Nicken und schritt auf das Fünfeck in der Mitte des Raumes zu.

In der Mitte dieser Figur blieb er stehen. Die Arme hatte er vor seine Brust gelegt, und er griff in die Tasche, um etwas hervorzuholen. Es war ein Zirkel.

Er bestand aus dunklem Holz, ließ sich auseinanderschieben, und mit ihm zeichnete der Professor um seine eigene Gestalt einen Kreis auf den Boden.

Maria Kugler wunderte sich, daß die Rundung rot schimmerte und den Ton von Menschenblut annahm. Als der Kreis geschlossen war, drückte sich Chandler wieder in die Höhe, nickte Maria zu und legte den Zirkel zur Seite.

»Was geschieht jetzt?« hauchte die Frau.

»Laß dich überraschen, meine Liebe«, erklärte der Mann mit einem rätselhaften Lächeln. »Ich bitte dich nur um eins. Schau mich an, und präge dir mein Aussehen genau ein!«

»Ja, natürlich…«

Chandler hob beide Hände. Er drehte die Flächen nach außen zu Maria hin. »Ich möchte dir noch sagen, liebe Freundin, daß du keine Angst zu haben brauchst. Dir kann nichts passieren, aber du wirst erleben, daß die alten Legenden nicht gelogen haben, sondern die reine Wahrheit sind.«

Dies waren die vorerst letzten Worte, die der Mann verständlich für Maria von sich gegeben hatte, danach erklang zwar auch noch seine Stimme, jedoch verlor sie sich in einem für die Frau unverständlichen Gemurmel.

Woher sollte sie auch wissen, daß dies magische Formeln waren, die über die Lippen des Gelehrten drangen.

Aber sie sah die Wirkung!

Hatte zuvor der Kreis nur an seinem äußeren Rand eine rote Farbe gezeigt, so wanderte diese nun nach innen und füllte die auf den Boden gezeichnete Kugel aus. Das Rot und das Grau gingen ineinander über, beide Farben vermischten sich und bildeten eine neue.

Es war ein intensives Blau!

Eigentlich ein fast normaler Vorgang, trotzdem war Maria Kugler beeindruckt. Die Frau stand vorgebeugt und hatte ihre Hände zu Fäusten geballt. Noch nie war sie so direkt mit der Magie des Professors konfrontiert worden. Bisher hatte ihr der Mann nur immer von seinen Forschungen berichtet, alles war für sie eine graue Theorie gewesen.

Nun aber erlebte sie die ganze Szene mit. Ihr Blick tauchte förmlich ein in die magische Umwandlung, und sie spürte dabei, daß andere Kräfte aus unergründlichen Tiefen und Weiten eines nicht erfaßbaren Raumes freiwurden und allmählich von dem Besitz ergriffen, was Maria als ihre nähere Umgebung bezeichnete.

An den Rändern des Pentagramms begannen die Zeichen zu leuchten.

Sie strahlten nicht auf einmal auf, sondern hintereinander und intervallweise. Manchmal erinnerte es Maria an das Flackern von Glühbirnen, die eingeschaltet wurden, für wenige Sekunden ihr Licht verstreuten und dann wieder verlöschten.

Auch der Professor bewegte seine Lippen. Er sprach die magischen Worte, geheimnisvolle Formeln, irgendwann einmal in ferner Zeit aufgeschrieben und für die Ewigkeit verwahrt.

Chandler kannte sie. Aus seinem Munde hörten sie sich für Maria völlig normal an, als hätte dieser Mann nichts anderes getan, als nur so etwas zu üben.

Immer wenn eine Formel aus seinem Mund drang, wurde das

entsprechende Zeichen am Rand des Fünfecks lebendig. Dann bekam es das geheimnisvolle Leuchten, und Maria Kugler sah, daß ein feiner Nebel aus den Rändern stieg.

Als würde von außen her Wind gegen ihn drücken, so wurden die dünnen Nebelschleier in das Innere des Pentagramms geweht, damit sie ihr Ziel finden konnten.

Wie lange, geisterhafte Figuren umwoben sie den Gelehrten, stiegen an ihm hoch, als wollten sie sich in seiner Kleidung festkrallen und ihn nie mehr loslassen.

Rauch und Magie. Wo beides sich vereinte, entstand der Zugang in eine andere Welt.

Bisher hatte der Professor die Frau immer ein wenig überragt. Plötzlich stellte Maria fest, daß sie ihm in die Augen sehen konnte, ohne ihren Kopf heben zu müssen.

War der Mann kleiner geworden?

Maria Kugler wollte daran nicht glauben. Sie rechnete mit einer Täuschung, aber als sie zum zweitenmal hinschaute, bekam sie das alles bestätigt. Sie war tatsächlich größer als der Professor, und sie sah auch im nächsten Augenblick den Grund.

Dabei hatte sie Mühe, einen Schrei zu unterdrücken, denn der Professor war nicht kleiner geworden, er sank allmählich in den Boden. Die Frau hatte das Gefühl, als würde auf dem Kopf des Professors ein Gewicht liegen, daß genug Kraft besaß, um den Mann in die Erde zu drücken.

Zentimeterweise sackte der Professor tiefer. Seine Füße waren längst nicht mehr zu sehen, inzwischen verschwanden bereits die Knie des Mannes.

Die Erde nahm ihn auf.

Marias Atem drang stoßweise aus ihrem Mund. Sie konnte es nicht begreifen, was da vor sich ging. Es war zudem müßig, nach einer Erklärung zu suchen, gefunden hätte sie sowieso keine, denn Schwarze-Magie war für sie ein Buch mit sieben Siegeln.

Sie hatte dem Professor versprochen, dazubleiben. Und dieses Versprechen wollte sie auch halten, deshalb blieb sie stehen, den Blick starr auf das Pentagramm gerichtet, und schaute weiter zu, wie der Professor tiefer in den Schacht hineinglitt.

Er saugte ihn auf.

Unbewegt blieb dabei der Blick des Mannes. Kein Muskel zuckte, keine Fingerspitze bewegte sich bei dem Mann, der seine Hände vor der Brust verschränkt hatte, dabei wie auf Wolken schwebte und noch tiefer in den Schacht hineingepreßt wurde.

Maria beugte sich ein wenig weiter vor. Nun konnte sie einen Blick in den kreisrunden Schacht werfen. Die alten Geschichten fielen ihr ein. Von einer Hölle, die in der Erde lag, hatte ihre Mutter immer

gesprochen.
Vielleicht war es die Hölle, der der Professor einen Besuch abstatten wollte, doch vergeblich suchte sie nach dem roten, unheimlichen Leuchten des höllischen Feuers.
Sie sah nur das blaue, geheimnisvolle Licht, das den Schacht von Rand zu Rand ausfüllte.
Maria hatte sich so dicht an das Pentagramm herangetraut, daß ihre Fußspitzen es fast berührten. Nun zuckte sie wieder aus Angst vor ihrer eigenen Courage zurück und wartete ab, wie der unheimliche Vorgang weiterlief.
Ein Ende hatte der Schacht. Es befand sich vor ihren Augen. Doch wohin er mündete, war ihr unbekannt. Vielleicht war die Hölle tatsächlich sein Ziel, obwohl sie keine Anzeichen dafür entdeckte. Aber wer konnte schon mit Bestimmtheit sagen, wie die Hölle wirklich aussah? Höchstens der Teufel.
Die Magie verstärkte sich. Plötzlich verschoben sich die Linien des Pentagramms Manchmal überdeckten sie sogar die aufgeschriebenen Formeln und Buchstaben, während gleichzeitig immer mehr Dampf und Nebel aus dem Schacht quollen.
Stoßweise pufften die Wolken in die Höhe. Die Frau schaute in den bläulich schimmernden Rauch, der mittlerweile so kräftig und dicht geworden war, daß er ihr die Sicht raubte.
Sie trat zurück, denn eine instinktive Furcht vor diesem Rauch trieb sie dazu.
Der Professor war nicht mehr zu sehen. Wie ein geheimnisvolles Orakel war er hinter dem Schleier verschwunden und hatte sich den Blicken der Wartenden entzogen.
Maria hätte niemals gedacht, daß sie so etwas, was sie hier geboten bekam, auch durchstehen würde. Noch vor Tagen wäre sie vor Angst vergangen, hätte ihr jemand erzählt, was sie erleben sollte. Zudem hätte sie ihm nicht geglaubt.
Durch den Professor war sie in eine Welt hineingeführt worden, die den meisten Menschen versagt blieb und vor der sie auch Furcht hatten.
Magie, Zauberei, Hexenkunst, finstere Beschwörungen — Dinge, die, zusammengefaßt, die Urfurcht des Menschen ausmachten, wurden aus finsteren Tiefen fremder Dimensionen wieder an die Oberfläche gezerrt.
Dem Professor waren die Beschwörungen gelungen. Er vereinigte all das, was sich Magier und Medizinmänner fremder Völker auch immer zu Eigen machten. Und er spielte diese Trumpfkarten aus.
Für eine Frau wie Maria war dies besonders überzeugend. Sie hatte den Legenden und Sagen der Vergangenheit immer geglaubt. Ihr war klar gewesen, daß etwas im Verborgenen lauerte, das nur die Chance

bekommen mußte, geweckt zu werden.

Der Professor hatte es getan.

Und weil Maria immer fest davon überzeugt gewesen war, spürte sie auch nicht die Furcht, die ein anderer Mensch vielleicht gehabt hätte. Es war mehr eine Gespanntheit, die in ihr lauerte, und sie wollte auch wissen, wie es weiterging.

Träge wallten die Rauchschwaden durch den großen Raum. Sie erreichten die Wände kaum, denn kurz zuvor lösten sie sich auf. Als flatterhafte Gebilde stoben sie davon.

Dennoch quoll Rauch nach.

Aus Tiefen, die für Maria nicht einsichtig waren, drang er hervor, und der Schacht stieß ihn aus, als wäre er ein gieriges Maul, das sich intervallweise öffnete und schloß.

Fast übergangslos stoppte der Rauch. Als hätte jemand einen Deckel auf den Schacht gestülpt, was allerdings nicht der Fall war. Maria schaute auf die normale runde Öffnung innerhalb des Pentagramms, und sie sah innerhalb des Schachts das Zirkulieren des blauen Lichts. Ein geheimnisvolles Blitzen und Flimmern, von winzigen kleinen Lichtexplosionen durchdrungen, die wie auf- und verglühende Sterne wirkten.

Der Professor war verschwunden!

Keine Spur sah man mehr von ihm. Der Schacht hatte ihn verschlungen, als wollte er ihn nie wieder hergeben.

Daran dachte auch Maria Kugler. Sie erschrak sehr. Für eine winzige Zeitspanne glaubte sie, daß Chandler sie genarrt haben könnte und einfach verschwunden war.

Aber welch einen Grund sollte er gehabt haben? Hätte er ihr dann alles noch zu erklären brauchen, was Dinge wie Vergangenheit und Gegenwart anging und die Relation der Zeiten betraf?

Nein, sie wollte einfach nicht glauben, daß Joschi ein falsches Spiel trieb. Er hatte sich sie als Verbündete, oder Geheimnisträgerin ausgesucht, um ihr zu beweisen, zu welchen Leistungen er durch, seine Forschungen fähig war.

Das Pentagramm glühte weiter.

Die einzelnen Seiten befanden sich in Bewegung, obwohl sie an der Stelle blieben, wo sie auch auf den Boden eingezeichnet waren. Die Bewegung huschte im Innern der Seiten entlang, so daß dies der Frau wie eine sich bewegende optische Täuschung vorkam, wenn sie hin und wieder aufzuckten und danach wieder zurückglitten. Manchmal wurde sie an die Leuchtreklamen erinnert, die sie schon öfter in Wien gesehen hatte.

Noch tat sich nichts.

Maria war sehr dicht an die geheimnisvolle Zeichnung herangetreten, streckte ihren Kopf vor und warf einen Blick in die Schachtöffnung.

Sie konnte sich täuschen, dennoch hatte sie das Gefühl, als wäre das blaue Flimmern stärker geworden.

Der Begriff eines lautlosen Brodelns kam ihr in den Sinn, denn so wirkte das Flimmern innerhalb des Schachts.

Sie hätte gern erfahren, was sich genau dort abspielte, und ihre Gedanken glitten wieder zu dem zurück, was ihr der Professor gesagt hatte. Von der Vergangenheit und der Gegenwart hatte er gesprochen.

Mathematisch und magisch hatte er sich mit dem Phänomen der Zeiten beschäftigt. Setzte er dieses Wissen nun in die Praxis um? Maria wartete.

Ihr Körper zitterte. Die Erregung nahm von Sekunde zu Sekunde zu.

Wenn sie zurückdachte, mit welch einer Monotonie ihr bisheriges Leben verlaufen war, das sich aus Arbeit und nichts als Arbeit zusammengesetzt hatte, da stand sie nun an der Schwelle zu Dingen, die weder sie noch andere Menschen begriffen. Vielleicht gab es ganz wenige Ausnahmen, die aber waren so dünn gesät, daß man sie nicht finden konnte.

Nun war ihr klargeworden, daß sie am Beginn eines epochalen Ereignisses stand, und sie sollte die erste sein, die es sah und begriff.

Kaum merkte sie die Erschütterung, die durch ihren Körper lief. Es war wie ein kurzer, heftiger Stoß, der ebenso rasch vorbeiging, wie er gekommen war. Danach war wieder alles ruhig, völlig normal und auch in Ordnung.

Sie konnte sich keinen Reim auf diese Veränderung machen, wie sollte sie auch? Als sie die Erschütterung gespürt hatte, war das innerhalb des Schachts geschehen, was man vielleicht mit dem Begriff Zeitumwandlung beschreiben konnte.

Seltsamerweise blieb die Burg verschont. Hier geschah nichts. Das Zimmer blieb normal, es stürzten keine Mauern ein, es kam auch zu keiner Veränderung.

Alles blieb…

Maria wartete weiter. Kein Laut drang aus dem Schacht. Das Licht gab ihr keine Botschaft, auch die Seiten des Pentagramms bewegten sich nicht mehr.

Sie waren zu einer seltsamen Ruhe erstarrt und hatten dabei einen stumpfen, leicht grauen Farbton angenommen, als wären sie jeglicher magischer Kraft beraubt worden.

Maria bekam wieder Furcht. Hatte sich der Professor vielleicht übernommen? War es ihm nicht gelungen das durchzuführen, was er wollte?

Sie zuckte zusammen. Allein die Vorstellung machte ihr Angst, und plötzlich kam ihr die Burg wie ein mittelalterliches Gefängnis vor, so daß sie sich kurzentschlossen umdrehte und zur Tür lief. Maria wußte, daß diese nicht abgeschlossen worden war. Sie schlug ihre Hand auf

die schwere Klinke, riß die Tür auf, taumelte in den Gang und lief ihn entlang, bis sie das Arbeitszimmer erreicht hatte.

Dort rannte sie am Schreibtisch vorbei und riß die langen Vorhänge am Fenster zur Seite.

Sie wollte nach draußen schauen.

Maria preßte ihr Gesicht gegen die Scheibe. Auf ihrer Haut hatte sich ein Schweißfilm gebildet. Als sie mit der Stirn über die Scheibe fuhr, vermischten sich Schmutz und Schweiß zu einem regelrechten Schmier, doch darauf achtete sie nicht.

Etwas anderes war viel schlimmer.

Normalerweise konnte sie, wenn sie aus dem Fenster schaute, die Berge und Hügel der Umgebung erkennen. Davon sah sie diesmal nichts. Die Landschaft hatte sich völlig verändert, sie entdeckte zwar auch Bergbuckel, aber die sahen anders aus. Nicht mehr so abgerundet, sondern steiler, besaßen die Form von Kratern, und die Frau entdeckte sogar die dünnen Rauchsäulen, die über den Kuppen dieser Berge standen.

Vulkane in Österreich?

Maria begann zu zittern. Sie schluckte, ihr Mund öffnete sich, stoßweise drang der Atem über ihre Lippen, und sie zuckte zurück, als ein gewaltiger Schatten dicht an dem Fenster vorbeiflog.

Ein Vogel!

Doch wie groß!

Der mußte mindestens die Spannweite eines Adlers gehabt haben, wenn nicht noch größer.

Maria bebte vor Furcht. Die Angst steigerte sich noch mehr. Sie wollte es einfach nicht begreifen, daß die Magie so gewirkt hatte, wie der Professor es versprach.

Die Frau konnte den Blick einfach nicht vom düsteren Himmel und den Konturen der Berge lösen. Und sie sah genau, wie der Vogel eine Schleife flog und zurückkehrte.

Er rauschte heran. Fast glaubte sie, das Brausen der gewaltigen, dunklen Flügel zu hören, und jetzt sah sie auch, daß es kein normaler Vogel war, sondern ein Untier.

Ein grauenvolles Fabelwesen, das sich der Burg näherte, die in der Vergangenheit als Relikt der Zukunft stand.

Ein glühendes Augenpaar war direkt auf das Fenster gerichtet. Zwei rote kleine Kreise, die der Frau Angst machten, wobei sie glaubte, daß der unheimliche Vogel mit seinem langen Schnabel die Scheibe zertrümmern wollte, denn sein Flug führte ihn geradewegs auf das Fenster zu.

Schreiend wich Maria zurück. Sie bekam noch mit, wie die Augen größer wurden und in gewisser Weise auseinander wuchsen, als es schon passierte.

Wie eine Lanze hackte der spitze lange Schnabel die Scheibe entzwei.

Gewaltige Glasstücke wirbelten wie ein verletzender Regen in den Raum hinein, übergossen den Schreibtisch und erreichten beinahe die angststarre Frau.

Das Fenster selbst war zu schmal, um den unheimlichen Vogel schon beim ersten Anflug hindurchzulassen. Nur der lange Schnabel stach in das Zimmer hinein, wurde aufgeklappt; und die rötlich schimmernde Zunge zuckte hervor.

Gleichzeitig bewegte der Vogel seine großen Schwingen, um sich zu halten. Eine seltsame Luft drang in den Raum. Sie roch verbrannt, nach schwelenden Steinen, Rauch und Feuer. Auch war sie wesentlich wärmer, und der unheimliche Vogel kratzte mit seinen Krallen am Mauerwerk, um den entsprechenden Halt zu finden, bevor er sich ins Zimmer schob, wo er ein Opfer sah.

Maria wich zurück. Sie bewegte ihren Mund. Flüsterlaute drangen über ihre Lippen und zeugten von der Angst, die sie spürte.

»Geh weg, du Bestie!« hauchte sie. »Verflucht, geh weg!«

Der Vogel dachte nicht daran. Er bemühte sich weiter, drehte seinen Körper mit der lederartigen Haut und würde es irgendwann schaffen, sich in das Zimmer zu schieben.

Da hörte Maria hinter sich Schritte, dumpfe, stampfende Laute.

Sie drehte sich um.

Ihre Augen weiteten sich entsetzt, denn vor ihr stand ein Fremder. Ein unheimliches Wesen, vielleicht ein Mensch.

Bandor, der Dämonenjäger!

***

Der Übergang war nicht fließend. Er hatte uns blitzschnell getroffen und so überrascht, daß wir zunächst alle ratlos waren und uns nicht zurechtfanden.

Ich hörte den kleinen Peter entsetzt aufschreien und dazwischen Sukos beruhigende Stimme, denn er hielt den Jungen fest. Auch Herr Kugler dokumentierte seine Überraschung durch einen entsetzten Schrei, während seine Frau Elke sich an ihren Mann festklammerte und immer seinen Vornamen Hans rief.

Wir standen noch unter dem Eindruck des schnellen Zeitwechsels, und es war schwer für uns, diese magische Brücke und den seltsamen Schlag zu überwinden, der uns getroffen hatte.

Erst einmal blieben wir in unseren Positionen. Es war das beste, um sich einen Überblick zu verschaffen.

Keine Wände, kein Dach und keine Mauern schützten uns. Wir befanden uns in der freien Natur und einer gleichzeitig feindlichen Umwelt. Es hatte sich niemand von uns auf den Beinen halten können. Wir alle lagen auf einem feuchten Boden, der seltsam faulig roch, was

allerdings auch durch das Wasser her rühren konnte, das einen Abhang hinab floß. Auch hier war es dunkel, allerdings stand oben am Himmel ein seltsam bleich schimmernder Mond, dessen Strahlen einen kalten, farblosen Glanz auf die Erde warfen.

Wir hatten den Schock des Zeitenwechsels bereits einmal erlebt und fanden uns deshalb besser zurecht. Auch wenn dies an unsere physischen Kraft zehrte, mußten wir uns damit abfinden und das beste aus unserer Lage machen.

Am härtesten hatte die Veränderung Elke Kugler getroffen. Während ihr Mann sich einigermaßen hielt und sich nur fassungslos umschaute, wobei sein Gesicht immer blasser wurde, kniete sie am Boden, hob in einer verzweifelten Geste die Schultern und flüsterte sinnlose Worte. Ihr Mann war momentan nicht in der Lage, sie zu trösten. Deshalb ging ich zu ihr und legte ihr meine Hand auf die Schulter.

»Frau Kugler«, sagte ich leise zu ihr. »Bitte, Frau Kugler, hören Sie mir zu!«

Sie warf den Kopf zurück. Mit beiden Händen fuhr sie sich durchs Haar, der Knoten löste sich auf, und die langen, blonden Strähnen fielen zu beiden Seiten des Gesichts nach unten. »Was soll ich hören?« fragte sie erstickt. »Das wir dem Tod geweiht sind? Daß es keine Chance mehr für uns gibt? Daß man mich aus dem normalen Leben gerissen hat, und daß Sie dafür die Schuld tragen? Wenn Sie mir das sagen wollen, dann bitte! Sagen Sie es! Sagen Sie mir, daß Sie mich und meine Familie vernichten wollen, durch welchen Trick auch immer!«

»Frau Kugler, bitte…«

»Nein, nein, nein!« Sie schüttelte den Kopf und schlug gegen meinen Arm, so daß ich meine Hand nicht mehr auf ihrer Schulter lassen konnte.

»Ich will wieder zurück!« rief sie plötzlich, drehte sich und faßte meine Beine in Höhe der Knie. »Hören Sie, ich will zurück! Sorgen Sie dafür, so wie Sie dafür gesorgt haben, daß die Welt um uns herum eine andere wurde. Wie immer Sie es angestellt haben, denken Sie auch an unseren Sohn. Sie…Sie, ich hasse Sie!«

Was sollte ich darauf erwidern? Irgendwie konnte ich ihre Reaktion sogar verstehen. Ja, sie war verständlich. Vielleicht hätte ich an ihrer Stelle nicht anders gehandelt, und warf einen hilfesuchenden Blick meinem Freund Suko zu.

Der hielt noch immer den Jungen fest, der am besten mit diesem mörderischen Zeitwechsel fertig wurde, und sich jetzt aus Sukos Griff befreite.

Ein wenig schwankend lief er auf seine Mutter zu, und ich ließ ihn.

Vielleicht war er es, der seine Mutter am besten über die ersten Minuten hinweghelfen konnte.

Die Frau verstand, streckte die Arme aus und umfing ihren Sohn. Hans Kugler stand neben den beiden und schaute zu. Er wußte manchmal nicht, wohin er den Blick richten sollte. Einmal starrte er uns an, dann wieder seine Familie.

»Mammi!« flüsterte Peter. »Mammi, ich kenne das, ich habe es schon einmal erlebt. Wir sind in einer anderen Zeit, wo die Geschichten spielen, die Oma immer erzählt.«

Das Lachen der Frau klang schrill. »Nein, Peterle, das ist nicht möglich. So etwas gibt es nicht. Das sind doch alles Sagen und Legenden. In den Büchern…«

»Doch, Mammi. Ich habe ihn doch gesehen.«

»Wen?«

»Graax!«

Zischend holte Hans Kugler Atem. »Hör auf damit, Peter! Ich habe dir verboten, darüber zu sprechen. Es gibt keinen Graax, es…«

»Moment, Herr Kugler«, unterbrach ich ihn mit leiser, dennoch scharfer Stimme. »Sie müssen lernen, umzudenken und sich darauf gefaßt machen, daß auch ein Krieger namens Graax existiert. Wir sind in einer fernen Epoche der Erde gelandet, und dort hat es diese Völker gegeben, die längst ausgestorben sind und die waren, bevor noch der alte Kontinent Atlantis entstand.«

Kugler wollte lächeln. Seine Mundwinkel verschoben sich schon, dann froren sie ein, und das Lächeln verzerrte sich zu einer Grimasse. »Was sagen Sie da?«

»Sie haben mich genau verstanden!«

»Ja, aber nicht begriffen!«

Ich hob die Schultern. »Es tut mir leid, aber gehen Sie bitte davon aus, daß es für uns keine andere Möglichkeit gibt. Wir sind in einem Stadium der Geschichte gefangen, in dem die Erde sich praktisch erst, entwickelte. Ich würde schätzen, daß gerade eine Eiszeit vorbei ist. Vielleicht liegt England sogar noch unter gewaltigen Gletschern begraben und ist keine Insel wie in der Gegenwart. Gehen Sie bitte davon aus. Machen Sie sich mit dem Gedanken vertraut und behalten Sie auf alle Fälle die Nerven, denn nur gemeinsam sind wir stark genug, um uns gegen diese feindliche Umwelt behaupten zu können.«

Meine Worte hatten einen Nerv bei ihm getroffen. Hans Kugler schwieg.

Er starrte auf seine Hände. Die Finger waren in Bewegung. Dann hob er ruckartig den Kopf und blieb so stramm stehen wie ein Soldat vor seinem Vorgesetzten. »Meinen Sie das, was Sie da gesagt haben, wirklich so?«

»Es ist mein voller Ernst, Herr Kugler!«

Der Förster wandte sich ab. Wütend stampfte er dabei mit dem Fuß auf.

Vielleicht wollte er noch etwas sagen, aber ihm fehlten einfach die Worte.

Mutter und Sohn redeten miteinander. Der kleine Peter hielt sich wirklich tapfer. Mit geflüsterten Worten erklärte er seiner Mutter, daß man auch in dieser Welt leben könnte. In seinen Büchern hatte er alles gelesen, und wenn man sich vor Graax versteckte, war alles gar nicht so schlimm.

Ich mußte lächeln, als ich die Worte hörte. Vor dem Kleinen konnte man als Erwachsener den Hut ziehen. Aber vielleicht mußte man in der Abenteuerwelt des Kindes leben, um diese Gefahr zu begreifen und auch mit der Zeitumwandlung so fertig zu werden, wie Peter es geschafft hatte. Anders konnte ich es mir nicht vorstellen.

Ich wollte mit Suko reden. Als ich mich umschaute, war mein Partner verschwunden. Großen Grund zur Besorgnis hatte ich nicht. Der Inspektor würde schon wieder zurückkommen, bestimmt schaute er sich nur die nähere Umgebung an.

Schließlich hörte ich ihn. Er war zunächst den Hang hinaufgelaufen, jetzt rutschte er wieder hinunter. Sein Schatten tauchte zwischen den mit dichtem Moos bewachsenen Felsbrocken auf, die den Hang bedeckten.

Hin und wieder stützte er sich ab.

Schweiß glänzte auf der Stirn meines Freundes, als er neben mir stehenblieb und in mein fragendes Gesicht schaute.

»Ich habe mich ein wenig umgeschaut«, erklärte er.

Auch Hans Kugler hatte die Worte gehört und kam neugierig näher.

Neben Suko blieb er stehen.

»Und?«

Mein Freund lächelte. »Du wirst es kaum glauben, John, aber was ich entdeckt habe, ist irre.«

»Los, Alter, rede!«

Suko drehte sich um. Er deutete den Abhang hoch. »Wenn du seinen Kamm erreicht hast, bekommst du einen guten Blick. Der Mond scheint, und das Licht ist seltsam klar. Deshalb hob sich auch das Gemäuer so deutlich vor dem Hintergrund ab.«

»Welches Gemäuer?« fragte ich überrascht.

»Das weiß ich auch nicht.«

»Moment mal«, sagte Hans Kugler. »Können Sie es vielleicht beschreiben?«

»Natürlich.« Suko erklärte ihm mit präzisen Worten, was er da gesehen hatte.

Noch während er sprach, nickte der Mann. Er ließ Suko auch nicht zu Ende reden, sondern sagte: »Mein Verdacht hat sich bestätigt. Während unser Haus in der Gegenwart zurückgeblieben ist, wurde die Burg des Professors mit in die Vergangenheit geschleudert. Das ist

eigentlich alles, meine Herren.«

Es war verdammt viel. Mehr jedenfalls, als wir gedacht hatten. Suko und ich waren platt. Damit hätte nun keiner von uns gerechnet. Eine Burg aus der Gegenwart in der Vergangenheit zu sehen. So etwas war unwahrscheinlich.

»Was sagst du, John?«

»Wir haben also ein Ziel!« stellte ich fest. »Und vielleicht finden wir dort Professor Chandler. Ich kann mir gut vorstellen, daß er mehr weiß als wir.«

»Das ist möglich.«

Ich wandte mich wieder an meinen Freund. »Gesehen hast du ihn nicht zufällig — oder?«

»Nein, das nicht. Ich entdeckte nur einen schwachen Lichtschein, bin mir allerdings nicht hundertprozentig sicher.« Suko legte eine kurze Pause ein, bevor er die nächsten Worte sprach. »Und dann sah ich noch etwas. Es waren große Schatten am Himmel, die sich bewegten. Ich tippe auf Vögel.«

»Oder Drachen. Fliegende Drachen.«

»Auch möglich.«

Kugler schüttelte den Kopf. »Was reden Sie denn da, zum Henker? Fliegende Drachen?«

»Wir müssen damit rechnen.«

»Ja, Paps, ja. Sie kamen auch in meinen Büchern vor.« Die Worte rief der kleine Peter. Nickend rannte er auf uns zu. »Ich habe oft darüber gelesen. Richtige Drachen. Ehrlich.«

Hans Kugler zog ein Gesicht, als hätte er Essig getrunken. Er sagte nichts weiter, denn er schien mittlerweile einzusehen, daß er mit den normalen Erklärungen keine Chance hatte, diese furchtbare Welt zu begreifen.

»Und was hast du noch alles gelesen?« wollte ich wissen. Peter konnte mir eine wertvolle Hilfe sein, wenn er von dieser vergangenen Epoche berichtete.

Der Junge war jetzt in seinem Element. Endlich gab es Erwachsene, die ihn ernst nahmen. Er berichtete von dem unheimlichen Graax, von gefährlichen Barbaren, kriegerischen Stämmen und fliegenden Ungeheuern. Sein Vater wurde immer blasser, dennoch war der Unglaube aus seinem Gesicht verschwunden, schließlich hatte Suko ebenfalls von den großen Vögeln berichtet, die über der Burg hoch am Himmel kreisten.

»Richten wir uns also darauf ein«, erklärte ich.

Suko dachte ebenfalls praktisch, als er sagte: »Haben wir entsprechende Waffen?«

»Ich hoffe.«

»Was heißt das?« fragte mich Hans Kugler, während er seinen Arm

um die Schultern seiner Frau legte. Sie hatte sich inzwischen zu uns gesellt.

»Wir tragen Pistolen bei uns. Zudem noch einen Dolch, eine Dämonenpeitsche, magische Kreide, eine Gnostische Gemme und mein Kreuz.«

Hans Kugler meinte: »Das wird Ihnen wohl kaum etwas nutzen.«

»Meinen Sie das Kreuz?«

»Sicher.«

Ich wiegte den Kopf. »Da könnten Sie leider recht haben. Davon einmal abgesehen, sollten wir uns tatsächlich auf den Weg machen und versuchen, die Burg zu erreichen. Vielleicht finden wir dort den Professor.«

»Ich habe auch noch meine Pfeile und den Bogen«, erklärte Peter.

»Damit kann ich schießen. Ich habe es oft geübt.«

Ich streichelte sein Haar. »Na prima, mein Kleiner, dann kann uns ja nichts passieren.«

»Ich bin gar nicht so schwach.«

»Hat auch niemand behauptet.«

»Komm an meine Hand!« sagte Hans Kugler. »Der Weg zur Burg ist weit, und ich will, daß du in meiner Nähe bleibst.«

Peter schaute erst mich an. Als ich nickte, ging er zu seinem Vater.

Suko und ich übernahmen die Führung. Ich ging ein wenig schneller, während der Inspektor nahe der Familie blieb.

Der Boden war ziemlich glatt und auch weich. Es wuchs kein Gras auf ihm, sondern dichte Flechten, die ein moosartiges Aussehen angenommen hatten. Manchmal war der Untergrund weich wie ein dichter Teppich. Meine Sohlen sanken ein, und wenn ich die Füße wieder zurückzog, sammelte sich Wasser in den Druckstellen.

An den Felsen, die den Hang bedeckten, hielt ich mich fest. Auch diese Steine zeigten eine dunkle Moosschicht, und ich blieb erst stehen, als ich die Kuppe des Abhangs erreicht hatte.

Diesmal sah ich die Burg.

Sie stand wie vergessen in einer seltsamen Urwelt, die überhaupt keine Rahmenbedingungen für diesen Bau abgab. Da war alles verkehrt. Es existierten weder Wege, Straßen noch Pfade. Nur ein wilder, wuchernder Wald, durchzogen von Sümpfen, kleinen Bächen und bedeckt mit winzigen Seen, auf deren Oberfläche das Mondlicht einen dumpfen bleiernen Schimmer gelegt hatte. An dieser vor mir liegenden Seite mußten wir den Hügel auch wieder hinunter, erreichten dann eine Senke und konnten uns anschließend auf den Weg zur Burg machen, hinter der ich die seltsamen abgeschnittenen Kraterkuppen der Vulkane entdeckte.

Ich sah auch die dunklen Punkte in der Luft. Das also waren die geheimnisvollen Vögel, und einer von ihnen schwebte sogar dicht an

die Mauern der Burg heran.

Die Senke sah mir nicht vertrauenerweckend aus. Dort wuchs und wucherte ein dichtes dschungelartiges Gestrüpp. Bäume mit seltsam breiten Kronen standen so dicht, daß ihr Blattwerk miteinander verflochten war. Und über der Senke lag ein feiner Dunstschleier.

Bewegungslos wie ein Tuch stand er in der Luft.

Mittlerweile hatten mich auch die anderen erreicht, blieben neben mir stehen und schauten sich die Landschaft an.

Ich hörte die Stimme der Frau. »Mein Gott, Hans, das werden wir nie schaffen.«

»Warten Sie es ab«, sagte ich. »Solange man lebt, sollt man niemals aufgeben.«

Die Frau schwieg.

Dafür hörten wir ein anderes Geräusch.

Es war zwar noch weit entfernt, in der Stille allerdings deutlich zu vernehmen, zudem trug die Luft auch den Schall sehr gut zu uns herüber.

Ein dumpfes, unheimlich klingendes Grollen, und der kleine Peter sprach aus, was wir dachten.

»Das ist Graax!«

Natürlich suchten wir ihn. Vergeblich. Trotz des relativ hellen Mondlichts war von dem Untier nichts zu entdecken. Es blieb im dichten Dschungel verborgen, wobei ich das Gefühl hatte, als würde es sich der Burg nähern.

Wenn es stimmte, konnten wir dort unter Umständen die Lösung dieses Rätsels finden.

»Können wir?« fragte ich über die Schulter gewandt und schaute dabei in sehr blasse Gesichter.

Die Antwort war ein Nicken.

Wenig später machten wir uns an den Abstieg. Schräg liefen wir den Hang hinab und der Senke entgegen. Immer wieder mußten wir achtgeben, nicht auszurutschen. Schon bald erreichten wir die Region, wo der dünne Dunst über der Erde lag. Zwangsläufig atmeten wir ihn ein.

Er stank nach Schwefel oder Verbranntem. Irgendwie paßte er in diese Luft, die ziemlich feucht und gleichzeitig auch noch warm war, obwohl keine Sonne am Himmel stand. Das unendlich erscheinende Firmament zeigte einen seltsam dunkelgrauen Ton. Verwaschen wirkend, aber dennoch klar.

Suko war vorgegangen. Er wand sich als erster zwischen die hohen Farne, die am Ende der Senke wie lange Arme aus dem Boden wuchsen und nach oben hin zu sehr breiten Blättern auseinanderfächerten.

Peter Kugler hatte ja nicht nur von Graax gesprochen, sondern auch

von anderen Barbaren, die angeblich dieses Land auf ihren Beutezügen durchstreiften.

Wir mußten also mit jeder Überraschung rechnen.

Suko kam zurück. »Wir müssen einen Bogen schlagen«, sagte er und deutete auf seine Hosenbeine, die naß schimmerten. »Vor uns liegt ein heimtückischer Sumpf.«

»Wie groß ist er?«

Suko wiegte den Kopf. »Jedenfalls können wir ihn nicht überspringen. Wir gehen rechts an ihm vorbei.«

Dagegen hatte niemand etwas einzuwenden.

Das Wort gehen paßte nicht zu dem, was wir nun vor uns hatten. Wir tasteten und kämpften uns weiter, brachen Äste ab, wehrten uns gegen dünne, aber sehr biegsame Zweige und hatten bereits nach wenigen Sekunden das Gefühl, mitten in einem Treibhaus zu stecken. So feucht und stickig war die Luft.

Als ständige Begleitmusik hörten wir das Schwirren der Insekten. Es waren ziemlich große, fliegenähnliche, kleine Bestien, die sich auf der Haut festsetzen und stechen wollten.

Die Familie Kugler hielt sich erstaunlich tapfer. Auch Elke klagte nicht.

Sie biß, tapfer wie ihr Sohn, die Zähne zusammen und schritt weiter.

Sehr weich war der Boden. An manchen Stellen federte er, dann wieder sanken wir ein und hatten Mühe, die Füße aus dem feuchten Schlamm zu ziehen.

Suko räumte aus dem Weg, was wegzuräumen war. Als er einmal innehielt und die Hände anhob, sah ich die dunklen Streifen auf den Innenflächen.

Es war Blut!

»Verdammt scharf, diese Gräser!« schimpfte mein Freund, aber er machte weiter. Aufgabe gab es für ihn nicht.

Wir kamen nur sehr langsam voran. Bisher hatten wir nur mit einer feindlichen Umwelt zu kämpfen. Ich hoffte, daß es so blieb und sorgte für eine Änderung der Reihenfolge.

Suko ging weiterhin als erster, ich machten den Schluß, und die Familie Kugler nahmen wir in die Mitte.

Kein Mondlicht durchbrach die ineinander verfilzten Kronen der gewaltigen Bäume über uns. Wir kamen uns vor wie in einem dunklen Kasten, der angefüllt mit schwüler, stickig warmer Luft war. Hin und wieder schaltete ich meine Bleistiftleuchte ein, um wenigstens etwas sehen zu können. Der schmale Strahl zitterte durch die Dunkelheit und ich sah nur die dicken Stengel der hohen Gewächse vor mir.

»Es wird besser!« meldete Suko von vorn. Er bewegte sich schneller, und plötzlich befanden wir uns auf einer kleinen Lichtung. Ich brauchte nicht erst stehenzubleiben, um erkennen zu können, daß

dieser freie Flecken keinen natürlichen Ursprung besaß. Jemand hatte ihn geschaffen und die Pflanzen dieses Urwaldes mit Brachialgewalt weggeräumt.

Deutlich waren Schnittstellen zu erkennen, wo eine Machete oder ein Schwert den Weg durch die grüne Wand gefunden hatten.

Von der Burg sahen wir nichts. Wahrscheinlich befanden wir uns jetzt an der tiefsten Stelle der Senke.

Ich sah die Erschöpfung auf den Gesichtern der Familie Kugler. Wir waren schweißnaß. Unsere Haut schimmerte in der Dunkelheit wie glänzendes Metall.

Ruhig konnten wir nicht stehenbleiben. Permanent wurden wir von den verdammten Insekten attackiert, die im Sturzflug auf uns zujagten.

Suko wischte seine blutigen Handflächen an der Hose ab, bevor er die Schultern hob. »Verdammt«, sagte er, »mir gefällt das alles nicht. Die Ruhe ist trügerisch.« Er drehte sich dabei auf der Stelle und blickte sich witternd um.

»Rechnest du mit einer Gefahr?«

Mein Freund nickte.

Auch Elke Kugler hatte die Worte gehört. Sie preßte sich noch dichter an ihren Mann und barg den Kopf an seiner Schulter. Der kleine Peter hatte die Hand seines Vaters losgelassen, einen Pfeil auf den Bogen gelegt und die Sehne gespannt.

»Damit kann ich sogar Füchse erschießen«, erklärte er.

Ich schaute kurz auf die Spitze. In der Tat. Sie glänzte — und schien aus Metall zu sein. Eigentlich hätte der Junge nicht mit dieser Waffe herumlaufen dürfen, aber es war müßig, jetzt darüber nachzudenken.

Wir hatten andere Probleme.

Sukos Gesicht nahm einen immer besorgteren Ausdruck an. Ich kannte meinen Freund lange genug, um zu wissen, daß er die Gefahr gespürt hatte, die in der Nähe lauerte.

Meine Blicke tasteten den Rand der Lichtung ab. Wenn jemand irgendwo lauerte und uns beobachtete, dann nur dort.

Und ich sah die Bewegung zuerst.

Es war ein Schatten, der das Unterholz zur Seite drückte, sich löste und auf die Lichtung sprang.

Kein Ungeheuer, kein Raubtier, sondern ein Mann, bewaffnet mit einem Schwert.

Er war fast nackt, trug nur einen eisernen Lendenschurz und einen ebensolchen Helm auf dem Kopf. Sein Schreien steigerte sich zu einem wilden Gebrüll, und es übertönte die anderen Geräusche, die entstanden, als zwei weitere Barbaren hinter unserem Rücken aus den Büschen brachen und sich mit gezückten Waffen auf uns stürzten. Ich hörte noch den Schrei der Elke Kugler und sah im nächsten

Augenblick etwas Unglaubliches…

***

Der Professor hatte Maria von Bandor erzählt. Auch ohne ihn je gesehen zu haben, wußte sie genau, wer da vor ihr stand. Es gab einfach keine andere Möglichkeit.

Das mußte er sein!

Eine Figur aus der Vergangenheit der Erde. Er war damals nicht getötet worden, sondern verschollen, nun hatte man ihn durch Magie zurückgeholt, und er war der gleiche geblieben. Er wollte seine Feinde vernichten.

Starr blieb er vor ihr stehen. Auch Maria wagte nicht, sich zu rühren. Sie dachte nicht mehr an die Gefahr in ihrem Rücken, sondern sah nur Bandor, den Dämonenjäger.

Eine finstere Gestalt stand vor ihr. Sein Haar war pechschwarz und sehr lang. Es reichte bis auf die Schultern, war aber hinter die Ohren gedrückt worden, so daß Maria sein ganzen Gesicht sehen konnte. Es zeigte einen schmalen Schnitt. Die Wangenknochen sprangen hart hervor, und die Haut glänzte, als wäre sie mit einer fetten Flüssigkeit eingerieben worden. Die Brauen der Augen wuchsen dicht über der Nasenwurzel zusammen, eine Oberlippe war kaum zu sehen. Dafür stach die Nase aus dem Gesicht hervor wie ein gekrümmter Säbel.

Sein Oberkörper war nackt. Auch dort glänzte die Haut. Seine Beine steckten in einer Hose, von der nur mehr Fetzen übrig waren. Sie endete in Wadenhöhe. Schuhe trug der Kämpfer überhaupt nicht. Seine nackten Füße waren mit einer dicken Hornhaut überzogen.

Aber er war bewaffnet.

In der rechten Hand hielt er ein Schwert, das eine seltsame Klinge zeigte. In Griffhöhe begann sie relativ schmal, wurde zur Mitte hin breiter und lief dann vorn zu einer gefährlichen Spitze zusammen. Der Stahl schimmerte bläulich, und Maria sah auch einige eingetrocknete Flecken auf der Klinge.

Wahrscheinlich Blut.

Nur wenige Sekunden hatte die Musterung gedauert. Niemand wagte zu reden. Maria blieb ebenso stumm wie der Dämonenjäger, durch dessen Gestalt plötzlich ein Ruck ging, er seine Schultern hob, und dann lief die Szene, die für Maria wie eingefroren gewirkt hatte, plötzlich weiter.

Bandor stürmte vor.

Maria stand im Weg. Wie in einem Film kam ihr die nächste Sekunde vor, als der Mann das Schwert hob, aus der Klinge ein flirrendes Schemen wurde und sich Maria schon geköpft sah.

Sie erhielt nur einen Stoß, der sie aus dem Weg und bis gegen die Wand katapultierte, wobei sie noch eine Kerze umriß, die zu Boden

fiel, jedoch verlöschte.

Danach konnte sie nur noch zuschauen, wie Bandor kämpfte und wie hart er gegen seinen Gegner vorging.

Dem unheimlichen Drachenvogel war es bisher nicht gelungen, in das Zimmer zu dringen. Noch setzte ihm das Fenster einen zu großen Widerstand entgegen. Er schaffte es einfach nicht, sich durch die für ihn zu enge Lücke zu zwängen, und saß für den einsamen und wilden Kämpfer wie auf dem Präsentierteller.

Mit den nackten Füßen rannte dieser durch die Glasscherben. Maria hörte noch das Knirschen, sah jedoch kein Blut an den Füßen des Mannes, dafür spritzte der dunkle Lebensaft des Drachenungeheuers, als die Klinge ihm mit einem einzigen Hieb den langen Hals vom Rumpf trennte.

Hals, Kopf und Schnabel kippten in das Zimmer hinein, während der Torso draußen in die Tiefe des Schloßgrabens fiel und auf dessen Grund klatschte.

Bandor beugte sich aus dem Fensterloch, schaute nach unten und drehte sich wieder um.

Sein Mund verzog sich, als er mit einem Tritt die Reste des Drachenvogels zur Seite räumte. Für Maria hatte er keinen Blick übrig.

Er marschierte durch das Zimmer, schaute in allen Ecken nach und drehte sich danach abrupt um, wobei er dicht vor der angststarren Frau stehenblieb, seinen rechten Arm hob und mit der Spitze der Klinge auf Marias Hals zielte.

Die Furcht der Frau steigerte sich zur Panik. Sie konnte nicht mehr an sich halten, und ihre Zähne klapperten aufeinander.

Über die Klinge hinweg bohrte sich ihr Blick in das Gesicht des Kämpfers.

Die klare Sicht der Frau war getrübt. Sie sah den Kopf nur verschwommen, in dem ihr die Augen wie zwei düstere Perlen vorkamen. Ein Monstrum hatte der Krieger getötet. Würde er auch sie aus dem Weg schaffen oder Gnade walten lassen.

Es kostete Maria eine ungeheure Überwindung, den Mund zu öffnen und den Mann vor ihr anzusprechen.

»Bandor!« hauchte sie. »Du bist Bandor, der Dämonenjäger…«

Das Schwert zuckte. Für einen Moment durchflutete Maria die wahnsinnige Furcht, daß der andere zustoßen könnte, doch er überlegte es sich. Er brachte die Spitze dicht an den Hals der Frau, daß sie die Haut berührte, eine winzige Wunde riß, aus der eine Blutperle quoll, die allmählich am Hals hinabrann und vom Kragenstoff des Kleides aufgefangen wurde.

Der Wilde hatte die Worte zwar nicht verstanden, jedoch seinen Namen.

Denn er flüsterte: »Bandor…«

Maria glaubte, die erste Gefahr hinter sich zu haben. Deshalb sprach sie weiter. »Ich kenne dich. Ich habe von dir gehört. Du bist ein guter Mensch. Du vernichtest nur das Böse, das andere läßt du leben, und ich weiß, daß du mich nicht töten wirst. Hast du verstanden, Bandor? Du darfst nicht töten — niemals…«

Sie hatte die Sätze so ruhig wie möglich gesprochen, und sie erhoffte sich durch ihre Worte eine ebenfalls beruhigende Wirkung auf den Wilden. Er sollte sein Temperament zügeln. Wenn er wirklich auf der besseren Seite stand, dann würde er nicht grundlos töten, auch nicht in einer Welt der Barbarei.

Und sie hatte recht.

Unmerklich senkte sich die schwere Schwertklinge dem Boden zu, bis der rechte Arm des Wilden einknickte und die Klingenspitze zu Boden zeigte. Aber noch blieb Bandor stehen und starrte Maria an.

Die alte Frau hatte, Mühe, sich auf den Beinen zu halten. Ihre Knie wollten nachgeben, am liebsten hätte sie sich zu Boden fallen lassen und wäre eingeschlafen. Woher sie dennoch die Kraft nahm, auf den Beinen zu bleiben, wußte sie selbst nicht zu sagen.

Vielleicht war es auch der Halt, den ihr die Wand gab, und so blieb sie stehen.

Bandor ließ sie nicht aus dem Blick. Maria glaubte, daß er ihre Seele durchforschen wollte, so sehr starrte er sie an. Bis er seinen Kopf bewegte, sich umdrehte und ihr den Rücken zuwandte.

Dann ging er.

Er hatte einen schwerfälligen, gleichzeitig auch geschmeidigen Gang, und Maria ahnte etwas von der Kraft, die in diesem wilden Menschen steckte.

War er ein Mensch?

Jedenfalls sah er so aus. Woher er kam und welchem Volk er angehörte, das wußte niemand. Sie erinnerte sich wieder an das Buch, in dem die Sagen und Legenden standen. Eine Zeit hatte man dort nicht angegeben. Es hieß dort nur immer, bevor die Menschen noch waren, gab es sie, die Barbaren. Und Graax gehörte zu den gefährlichsten unter ihnen, während Bandor ihn bekämpfte, die Geister der Finsternis jagte und sie tötete, wo er sie treffen konnte.

Die Schritte verklangen. Maria kamen die letzten Minuten wie ein Traum vor, allein, sie wußte, daß sie nicht geträumt hatte, denn sie brauchte nur auf die Reste des Drachenvogels zu schauen, die im Zimmer lagen. Der spitze Schnabel war ihr zugerichtet. Er sah aus, als wollte er sie noch im Tode aufspießen.

Sie schüttelte sich, löste sich von der Wand und wunderte sich darüber, daß sie noch laufen konnte. Der kalte Schweiß bedeckte ihren Körper, als sie auf das zerstörte Fenster zuging, so viele Scherben wie möglich umrundete und durch die zerstörte Scheibe

nach draußen starrte.

Zunächst einmal wunderte sie sich über die Luft. Sie war anders als noch vorhin. Viel wärmer, schwüler, und der Wind trug den Geruch von Fäulnis und Verbranntem heran.

Ein düsterer, dunkelgrauer Himmel spannte sich endlos über der Burg, den Bergen und dieser gesamten fremden, so unwirklich erscheinenden Landschaft.

In der Ferne schienen die offenen Kratertrichter der Berge zu glühen, und über den Öffnungen standen dünne Rauchfahnen, die wie helle, zitternde Finger in die Dunkelheit stachen.

Konnte man als Mensch in dieser Welt und dieser Zeit überhaupt leben?

Maria wollte daran nicht glauben, und sie hatte auch nicht vor, die Burg zu verlassen, denn sie fühlte irgendwie, daß ihr die Mauern einen gewissen Schutz gaben, obwohl sie wieder die gewaltigen, dunklen Punkte am Himmel erkannte.

Die Riesenvögel lauerten…

Im nächsten Augenblick stürzten sie wie Pfeile nach unten, denn aus der Tiefe war ein mörderisch klingendes Grollen an die Ohren der Frau geklungen.

Graax war unterwegs.

Und die Vögel wollten ihr Opfer!

***

Die Riesenschlange, deren Oberkörper wie der Rücken eines Pferdes wirkte, fand ihren Weg durch den Dschungel. Graax, der Barbar, brauchte ihr nicht zu erklären, wohin sie sich zu wenden hatte. Sie kannte das Ziel ebenso wie er.

Es war Bandor, der Dämonenjäger!

Mit einem untrüglichen Instinkt hatte Graax erkannt, daß sich Bandor in seiner Nähe aufhielt. Er mußte ihn unbedingt finden. Denn einer von ihnen war zuviel auf dieser Welt.

Der Dschungel nahm sie auf. Hoch und kräftig waren die Bäume. Selbst die Schlange wirkte gegen diese Gewächse klein, beinahe zierlich. Und wie eine Puppe mußte sich der Krieger auf dem Rücken des Tieres vorkommen.

Natürlich hatte die Schlange auch Feinde. Diese allerdings hüteten sich, das Tier anzugreifen. Schon manches Ungeheuer war von ihr zerdrückt und zermalmt worden, denn den Kräften des Tieres konnten selbst Baumstämme nicht widerstehen.

Graax hielt sich mit dem linken Arm fest. Aus der rechten Faust stach der Stiel seiner Streitaxt mit der mörderisch scharfen Klinge, und damit räumte er die Hindernisse aus dem Weg. Der Arm war immer in Bewegung. Präzise führte er die Schläge, trennte Lianen und Äste ab

und schlug sich den Weg durch die hohen Blätter der Farne.
Irgendwie vor ihm mußte Bandor lauern. Graax war sicher, daß dieser längst wußte, wer da zu ihm auf dem Weg war. Aber das sollte er auch.
Er würde den endgültigen Zweikampf bekommen.
Durch Tümpel und kleine Moore wand die Riesenschlange ihren Körper.
Sie glitt über die handdicken Rinden der Baumstämme hinweg und tauchte wieder ein in den undurchdringlichen Filz des Urwelt-Dschungels.
Immer fand sie ihren Weg.
Es war gefährlich für einen Menschen, den Dschungel zu durchqueren, nicht aber für die Schlange. Und Graax, der Krieger, war so etwas gewohnt. Er schlug und hämmerte sich den Weg frei, wenn Äste oder Zweige sein Gesicht peitschen wollten.
Schließlich ließen sie den Dschungel hinter sich. Sie gelangten in ein Tal, das sich zu einer Ebene weitete und erst in der Ferne von Bergen umschlossen war.
Und Graax sah die Burg.
Ein grollender Kampfschrei drang aus seinem weit aufgerissenen Maul.
Er wußte, daß sich dort sein Gegner versteckt hielt, und nun hatte er es nicht mehr weit bis zu seinem Ziel.
Die Schlange bäumte sich auf. Auch sie spürte, daß die Entscheidung dicht bevorstand, aber sie merkte auch die Gefahr, in der sie plötzlich schwebten.
Es gab zahlreiche Feinde, die schlimmsten jedoch waren die gefährlichen Drachenvögel mit ihren langen Schnäbeln. Ihnen war es gelungen, so manche Riesenschlange zu töten, und auch diese hatten sie mit ihren scharfen Augen entdeckt.
Noch schwebten sie weit oben, aber im nächsten Augenblick jagten die drei gefährlichen Tiere dem Boden und damit ihrem Ziel zu.
Bisher hatte Graax sie noch nicht bemerkt. Erst das Rauschen der gewaltigen Flügel alarmierte ihn.
Er fuhr auf dem Rücken der Schlange sitzend herum und ließ sich sofort zu Boden fallen. Geschickt rollte er sich über die rechte Schulter ab, kam wieder auf die Füße und stellte sich den drei fliegenden Monstern zum Kampf.
Hätte es in dieser Zeit Düsenjäger gegeben, so hätte man die Vögel mit ihnen vergleichen können. Sie waren blitzschnell, und sie flogen in einer Formation. Dabei bildeten sie ein Dreieck.
Etwa in doppelter Manneshöhe jagten sie über den flachen Untergrund.
Wenn sie ihre Schwingen bewegten, streichelten sie mit den Rändern

das Gras, und brachten es in Wallung. Es kam so vor, als würden sie auf einer gewaltigen Woge dahingleiten. Die spitzen Schnäbel stachen wie lange Lanzen vor, die rötlich schimmernden Augen hatten das Ziel längst ins Visier genommen.

Graax bewies Todesmut, daß er sich diesen Bestien entgegenstellte. Er hatte seine Füße hart in den Boden eingestemmt. Der Oberkörper war etwas nach vorn gebeugt. Unter der violetten Haut spielten die Muskeln.

Die Schneide der Axt schaute zusammen mit einem Stück Griff aus seiner geschlossenen Faust hervor. Hart umklammerten seine Finger den Griff, wobei die Knöchel hervorsprangen wie kleine, spitze Hügel.

Graax war bereit.

Die Schlange hatte sich ein wenig entfernt. Noch Sekunden zuvor war aus ihrem weit aufgerissenen Maul ein donnerndes Grollen geklungen und hineingepeitscht in diese Urweltlandschaft, wobei es die am Himmel kreisenden Vögel gelockt hatte.

Kurz bevor der erste Flugdrache den einsamen Kämpfer erreichte, bewegte er wie nickend seinen Schnabel nach unten. Er wollte den Wilden mit einem Hieb den Kopf spalten, doch der Mann stand längst nicht mehr da, wo er sich noch vor einem Augenblick aufgehalten hatte.

Er lag am Boden, hatte sich auf den Rücken gerollt, und die Bewegung seines rechten Arms war kaum zu verfolgen, als er die scharfe Axt in die Höhe schlug und den Unterkörper der Bestie nicht nur traf, sondern gleichzeitig aufriß.

Der dunkle Blutstrom floß erst wie ein gewaltiger Wasserfall aus der Wunde, als das Tier bereits vorbei war. Den Todeskampf beobachtete Graax nicht mehr. Er hatte abermals seine Stellung gewechselt und robbte wieselflink durch das hohe Gras.

Es war eine Angewohnheit dieser Bestien, ihre Gegner während des Fluges zu schlagen. Ansonsten waren sie relativ hilflos, und auch die beiden anderen mußten erst an Graax vorbei, bevor sie sich wieder drehten und zu einem erneuten Angriff starteten.

Da stand Graax wieder.

Sein Gesicht hatte sich verzerrt. Aus den Augen leuchtete ein wilder Kampfeseifer. Dieser erste Teilsieg hatte ihm den Mut zu weiteren Kämpfen gegeben, und er schaute zu, als sich die beiden Vögel trennten, um ihn in die Zange zu nehmen.

Von zwei Seiten griffen sie an. Diesmal ging Graax ein volles Risiko ein.

Er zuckte nicht zur Seite, als der erste ihn packen wollte, sondern riß seinen rechten Arm hoch und klemmte ihn zwischen die beiden zuschnappenden Schnabelhälften.

Diese trafen nicht auf Fleisch, sondern auf den gelbgold

schimmernden Rüstungsschutz. Sie bestand aus bestem Metall, hergestellt von den Schmieden eines urwelthaften Volkes, und einen Augenblick später wurde Graax von den Beinen gerissen, da ihn der unheimliche Vogel einfach nicht losließ.

Plötzlich befand sich der Krieger in der Luft. Er schwebte über dem Gras und hämmerte mit der Axt zu, bevor er zu hoch in den dunklen Himmel gezogen werden konnte.

Diesmal fiel das dunkelrote Blut wie ein Regen auf ihn herab. Der Axthieb hatte die gesamte Körperlänge des widerlichen Vogels aufgerissen und im Abgleiten noch den rechten Flügel verletzt.

Das Untier sackte durch.

Gleichzeitig öffneten sich auch die beiden Schnabelhälften, und Graax krachte zu Boden.

Dumpf schlug er auf, doch er war solche Stürze gewohnt. Er drehte sich gedankenschnell um die eigene Achse und sah den dritten Vogel direkt über sich.

Keine Chance mehr für Graax. Fast jeder hätte aufgegeben, nicht dieser Wilde, der gelernt hatte, sich in einer mörderischen und feindlichen Umwelt zu behaupten.

Er reagierte auch jetzt. Diesmal schleuderte er die Waffe. Sie überschlug sich einmal und traf genau dort, wo sie auch treffen sollte. An der Stelle, wo Hals und Körper ineinander übergingen und die Grenze fließend war.

Diese Stelle gehörte zu den absolut schwächsten. Wenn der Vogel dort verletzt wurde, überlebte er nicht mehr.

Trotz allem war dessen Reaktion noch sehr gefährlich für Graax. Er wuchtete sich auch zur Seite, und es war sein Glück, daß er es getan hatte, denn dicht neben seinem Rücken stach die Schnabelspitze wie ein Speer in den Boden.

Tief blieb sie stecken. Bis zur Hälfte war sie verschwunden, während die Flügel des Vogels wahllos umherschlugen, ohne jedoch irgendeinen Schaden anrichten zu können.

Mit einem geschmeidigen Sprung kam Graax wieder auf die Füße. Er sah den tödlich verletzten Vogel dicht vor sich, sein Gesicht verzerrte sich, und dann schlug er zu.

Immer wieder ließ er die Axt auf das Monstertier hinabsausen. Die Klinge durchdrang die Haut, als wäre sie aus einem weichen Material gefertigt und nicht aus harter Panzerhaut.

Das Tier verendete mit letzten Zuckungen. Seine Reste blieben in einer gewaltigen Blutlache liegen.

Graax gönnte dem Gegner keinen Blick mehr. Er schaute zu, was die anderen beiden machten.

Auch sie hatten keine Chance mehr, noch einmal zu kämpfen. Die Treffer der Axt waren absolut tödlich gewesen.

Langsam schritt der Wilde einen Kreis ab. Triumph spiegelte sich auf seinem Gesicht wider. Die dicken Lippen waren zu einem Grinsen verzogen, und im nächsten Augenblick stieß er einen so lauten und irren Siegesschrei aus, daß dieser bis zum Schloß zu hören sein mußte.

Er sollte es auch, denn sein großer Gegner sollte wissen, daß Graax auf ihn wartete.

Diesmal würde er nicht entkommen. Die endgültige Entscheidung war fällig.

Der Wilde wandte sich wieder seinem seltsamen Reittier zu. Die Schlange hatte im dichten Gras gelegen und so lange gewartet, bis der Kampf vorbei war. Ihr wäre es nicht so leicht gefallen, auch nur einen der Flugdrachen zu besiegen, denn oft genug war es passiert, daß die Drachen schneller waren als die Schlange.

Auf ihrem Körper nahm Graax wieder Platz.

Noch einmal brüllte er seinen Triumph hinaus in die Nacht. Dann ließ er sich weitertragen.

Sein Ziel war die Burg…

***

Peter Kugler stand, im Verhältnis zum ersten Angreifer gesehen am günstigsten. Und der Junge hielt den Bogen in der Hand, hatte den Pfeil auf die straffe Sehne gelegt und zielte.

Ich befand mich in einer so ungünstigen Position, daß ich Peter nicht mehr hätte wegkriegen können, denn der unheimliche Barbar war schon viel zu nah.

Aber der Junge half sich selbst.

In einer reflexhaften Reaktion ließ er die Sehne los. Ich glaubte noch, das Sirren des Pfeils zu hören, dann stieß ich den Jungen zu Boden, um ihn aus der Gefahrenzone zu haben.

Vor mir hörte ich einen urigen Schrei. Ich kümmerte mich nicht mehr um Peter, sondern starrte nach vorn.

Der Krieger bot ein groteskes Bild. Er hatte den Pfeil genau in die Stirn bekommen, so plaziert geschossen, daß er zwischen den Augen steckte.

Ein absoluter Treffer, denn der andere kam nicht mehr dazu, sein Schwert nach vorn zu wuchten. Die Kraft verließ ihn, die Klinge rutschte aus seiner Hand, dann krachte er zu Boden und blieb liegen.

Ich aber riß seine Waffe an mich. Im ersten Augenblick wunderte ich mich über das Gewicht. Mit beiden Händen mußte ich den Griff umklammern, um die Klinge überhaupt kampfbereit halten zu können.

Mit zwei gefährlichen Angreifern hatten wir es noch zu tun. Im Moment versuchte Suko, sie sich vom Leib zu halten. Man ließ ihn nicht dazu kommen, die Beretta zu ziehen, denn einer der Kerle hatte

ihn in die Enge getrieben.
Er stand vor ihm, die beiden Arme gestreckt, und in den Händen hielt er zwei Kurzschwerter.
Überlange Messer. Sie zielten jeweils abwechselnd auf den Chinesen, der sich zu einem Schlangenmenschen verändern mußte, wenn er den Stichen entgehen wollte.
Der andere wandte sich der Familie Kugler zu. Er drang auf sie ein, und die beiden zogen sich immer weiter zurück, während sich Hans schützend vor seine Frau gestellt hatte..
Ich mußte mich schnell entscheiden, wen ich mir vornehmen sollte. Die Familie. Die Menschen waren nicht so kampferprobt wie mein Freund, von dem ich glaubte, daß er es trotz der Bedrohung schaffen würde.
Einem gewaltigen Schwertstreich konnte Hans Kugler nicht mehr völlig ausweichen. Der Barbar hatte den Schlag schräg angesetzt, von oben nach unten fuhr er auf den Familienvater zu, ich hörte nicht nur seinen Schrei, sondern auch den seiner Frau und des Jungen.
Am Arm und an der Schulter war Hans Kugler getroffen worden. Dort hing die Kleidung in Fetzen, während aus der langen Wunde das Blut strömte, der Mann taumelte und sank zu Boden.
Ich schleuderte das Schwert, als sich der Wilde über Hans Kugler beugte.
Von der Seite her wirbelte die Waffe auf ihn zu. Sie traf nicht mit der Spitze, sondern hieb mit der flachen Seite gegen seinen Körper.. Der Treffer warf ihn zu Boden.
Als er sich drehte, um wieder auf die Beine zu kommen, hatte ich die Distanz mit zwei gewaltigen Sprüngen überbrückt, stand neben ihm und holte zu einem Fußtritt aus, der ihn noch in derselben Sekunde am Kinn traf.
Fast schien es, als würde er aus dem Gras gehoben werden. Ein röchelnder Laut drang aus seinem Mund, seine Augen bekamen einen glasigen Ausdruck, und er blieb in verkrümmter Haltung bewußtlos liegen.
Frau Kugler hatte die Arme um den Hals ihres Mannes geschlungen.
Daneben stand Peter. Er weinte ebenso wie seine Mutter.
Suko hatte den anderen noch immer nicht überwältigen können. Die beiden schritten über die Lichtung. Der Wilde ging vor, und in dem gleichen Tempo zog sich mein Freund zurück.
Plötzlich tat Suko etwas Wahnsinniges. Für mich jedenfalls sah es so aus. Er wirbelte vor und paßte genau in die Lücke zwischen den beiden Kurzschwertern.
Dann war er am Mann.
Seine Hände wurden ebenfalls zu Waffen, und sie trafen den wilden Krieger zweimal.

Ich hörte noch das Klatschen der Schläge, als der Kerl bereits zusammenbrach und nicht mehr an seine Waffen dachte. Vor Sukos Füßen blieb er liegen.

Der Inspektor bückte sich, nahm die beiden Kurzschwerter an sich und klemmte sie hinter seinen Hosengürtel. »Willst du auch eins?« fragte er mich.

Ich nahm Sukos Angebot gern an. Es war zwar leichter als das große Schwert, dennoch ein gewisser Ballast. Ich wollte aber nicht auf die Waffe verzichten. Wer konnte denn voraussagen, was uns noch alles bevorstand?

Die drei waren besiegt. Wir lebten noch. Doch um Hans Kugler mußten wir uns kümmern.

Als ich mir die Wunde anschaute, verzog sich mein Gesicht bedenklich.

Das sah böse aus. Der Mann mußte zu einem Arzt, denn der Schwerthieb hatte ihm den Arm von oben nach unten aufgeschnitten.

Zwar nicht sehr tief, dennoch mußte die Wunde verarztet werden.

»Er wird verbluten«, flüsterte Elke Kugler. Sie schaute uns aus bittenden Augen an. »Tun Sie was, ich…ich…«

Suko nickte. »Klar wir werden etwas tun«, erwiderte er, packte das Hemd des Mannes am Kragen und riß es in zwei lange Fetzen. »Damit können wir ihm einen Notverband anlegen.«

»Und der hält?«

»Das will ich hoffen.« Suko lächelte, bevor er sich an die Arbeit machte.

Er konnte das besser als mancher Sanitäter und arbeitete sehr geschickt.

Das Gesicht des Mannes war verzogen. Er mußte ungeheure Schmerzen haben. Das Gesicht glänzte naß. Die Finger der Frau strichen über seine Wangen, und Elke sprach auch beruhigend auf ihren Mann ein. Mit einem Hemd kam Suko nicht aus. Ich spendierte meines ebenfalls, und auch der Chinese riß das seine in Streifen.

Er wischte sich über die Stirn und schaute zufrieden auf sein Werk. »Das wird hoffentlich reichen«, sagte er. »Wenigstens für eine Weile.«

»Und dann?« fragte die Frau.

Suko hob die Schultern. »Was soll ich dazu sagen? Wir müssen erst einmal abwarten.«

Sie schüttelte den Kopf. »Abwarten und warten. Wie denn? Bis die Zeiten sich wieder geändert haben.«

»Zum Beispiel.«

»Können Sie das steuern?«

Da wußte Suko auch keine Antwort mehr. Er warf mir einen hilfesuchenden Blick zu, etwas anderes konnte ich auch nicht sagen.

»Vielleicht sollten wir so rasch wie möglich zur Burg gehen«, schlug

ich vor. »Sie ist ja in der Gegenwart mit in diese Zeit hineingeschleudert worden und auch mit dem Inventar. Dort werden wir bestimmt etwas finden, um Ihrem Mann helfen zu können.«

Elke Kugler nickte. »Sicher, das hört sich gut an. Ich frage mich nur, ob diese Barbaren nicht auch auf der Burg hocken? Ich rechne inzwischen mit allem.«

»Wir schauen uns auf jeden Fall die Sache mal an.«

Peter hatte bisher geschwiegen. Nun aber meldete er sich zu Wort. »Da oben, die Vögel, sie sehen mir so seltsam aus und beobachten uns wohl.«

Wir schauten hoch.

Der Junge hatte sich nicht getäuscht. Vor dem dunkelgrauen Himmel hoben sich in der Tat die schwarzen Punkte scharf ab. Ich zählte nach und kam auf die Zahl fünf.

»Drei sind weg«, sagte Peter.

»Wieso?«

»Ich habe gesehen, wie sie vorhin zu Boden geflogen sind. Da habt ihr aber gekämpft.«

»Und sie sind nicht wieder aufgestiegen?« fragte Suko.

»Nein, ich habe sie nicht gesehen.«

Alle Anzeichen deuteten daraufhin, daß wir unbedingt die Burg erreichen mußten. Sie würde uns keine absolute Sicherheit bringen, aber hinter den Mauern konnte man sich wohler fühlen, als inmitten der feindlichen Umwelt.

Hans Kugler saß noch immer auf dem Boden und stöhnte. Ich fragte ihn, ob er laufen könnte.

»Muß ich versuchen!«

»Kommen Sie!«

Suko und ich halfen ihm hoch. Er hatte Mühe, auf die Beine zu kommen und knickte auch sofort ein, so daß wir ihn stützen mußten, damit er überhaupt auf den Füßen blieb.

Elke Kugler blieb ängstlich in unserer Nähe. Immer wieder schaute sie ihren Mann an, aber sie wagte nicht, irgendwelche Fragen zu stellen.

Der Junge hatte seinen Bogen umgehängt. Keiner von uns hatte mit ihm über den tödlichen Treffer gesprochen. Wir wollten es erst einmal dahingestellt sein lassen und nichts sagen. Wenn er selbst die Sprache darauf brachte, würde er Antwort bekommen.

Und so marschierten wir weiter.

Die Burg immer vor Augen und umgeben von einer unheimlichen, fremden und gefährlichen Landschaft.

Hin und wieder hörten wir auch das gefährliche Fauchen. Die Riesenschlange und ihr gefährlicher Reiter schienen den gleichen Weg zu haben wie wir.

Eine Tatsache, die mir überhaupt nicht gefiel.

***

Maria Kugler stand am Fenster. Sie hatte nach unten geschaut, wollte sehen, wo die unheimlichen Vögel blieben, doch sie tauchten nicht mehr auf.

Niemand stieg in die Höhe, dafür vernahm sie wenig später einen irren Schrei, der ihr entgegenzitterte. Wer ihn ausgestoßen hatte, wußte sie nicht, aber sie war sicher, daß er nicht von einem der Drachenvögel stammte.

Sie dachte wieder an Bandor. Er hatte den Raum verlassen, und sie wußte nicht, wo sie ihn suchen sollte. Dabei war sie froh gewesen, daß er sie am Leben gelassen hatte, aber welch ein Leben war das überhaupt? Verschollen in einer anderen Zeit, in tiefster Vergangenheit der Erde, wo eine Rückkehr in die Gegenwart fast unwahrscheinlich war.

Maria Kugler wollte zurück. Tief atmete sie ein, als sich der Entschluß gefestigt hatte. Aus eigener Kraft würde sie es sicherlich nicht schaffen, ein anderer mußte ihr dabei helfen.

Bandor!

Nur — wo fand sie ihn? Er war gegangen, ohne ihr ein Ziel genannt zu haben, und deshalb mußte sie sich auf die Suche nach ihm machen.

Einen letzten Blick warf sie aus dem Fenster. Sie nahm noch einmal die schaurige, unheimliche Atmosphäre in sich auf, die sie trotz allem auf eine gewisse Art und Weise kannte, denn wer die alten Geschichten und Legenden richtig zu lesen verstand, der konnte sich schon bei der Lektüre der Bücher in diese Zeit hineinversetzen.

Maria wußte auch, daß die Burg so etwas wie eine Schlüsselposition in dem rätselhaften Fall einnahm. Sie war als Teil der Gegenwart mit in die Vergangenheit gerissen worden, nur ihre Umgebung hatte sich verändert, und daran trug allein Bandor die Schuld.

Maria Kugler drehte sich um. Sie schaute in das leere Zimmer und sah die offene Tür, durch die Bandor verschwunden war.

Ob er in seinem Experimentierraum steckte? Sein Raum, das stimmte wohl nicht ganz, er gehörte schließlich dem Professor Chandler. Wenn es eine Chance gab, wieder in die normale Zeit zurückzukehren, dann durch den geheimnisvollen Schacht, denn Maria Kugler fragte sich mit Recht, ob diese Magie nicht auch umgekehrt funktionierte.

Eine seltsame Ruhe lag innerhalb der Mauern. Die Ruhe vor dem Sturm, die Maria genau spürte. Sie kam sich vor wie auf einer Bühne stehend, nur gehörte sie nicht zu den Schauspielern, sondern nur zu den Statisten.

Andere führten Regie.

Auf der Schwelle des nächsten Raumes blieb sie stehen. Dort hatte

der Professor experimentiert.

Es hatte sich nicht verändert. Noch immer befand sich das geheimnisvolle Fünfeck auf dem Boden, und noch immer leuchteten die einzelnen Seiten, so daß Maria das Gefühl hätte, sie wären in einer immerwährenden Bewegung und würden die Umrisse des Fünfecks genau nachzeichnen.

Von Bandor sah sie nichts. In den alten Sagen hatte sie über ihn gelesen. Er war als Dämonenjäger bekannt und ging sicherlich dieser Pflicht nach.

Zauberei, Hexerei, Magie — in dieser Urwelt gehörte dies einfach dazu.

Die normalen Menschen lebten noch nicht. Ihre Entwicklung hatte nicht einmal begonnen und dennoch existierten Völker.

Woher kamen sie? Wer waren sie? Darauf wußte Maria auch keine Antwort zu geben. Man hatte mal von Sternenvölkern gesprochen, von anderen Zivilisationen. Ob Graax und Bandor vielleicht dazugehörten?

Der Schacht interessierte die ältere Frau besonders. Als wäre er ein Magnet und ihre Augen kleine Eisenstücke, so sehr wurden sie von diesem geheimnisvollen Zauber angezogen.

Ein Schacht in die Tiefe! In welche aber? Konnte es ein Tunnel in die Dimensionen sein? Vielleicht ein Zeit-Tunnel? Eine fantastische Vorstellung, und Maria Kugler erregte sich darüber. Sie kreiste diese Vermutung mit ihren Gedanken ein, denn falls sie einem Zeittunnel gegenüberstand, war das natürlich der absolute Hammer. So etwas gab es sonst nicht mehr.

Mit vorsichtigen Schritten und dabei nur auf den Zehenspitzen gehend, näherte sie sich dem geheimnisvollen Schacht. Aus seiner Öffnung flutete ein geheimnisvoller Widerschein. Dieses blaue fluoreszierende Licht, das auch sie erfaßte und ihre Haut mit einem fahlen Schein bedeckte. Am Rande des Pentagramms blieb sie stehen. Intensiv dachte sie an Bandor. Er hatte die Zeiten manipulieren können und Voraussetzungen geschaffen. Die jahrelangen Forschungen des Professors waren auf fruchtbaren Boden gefallen, vielleicht brauchte diese Magie noch ein auslösendes Moment, um die Zeiten wieder wechseln zu können.

Der Entschluß, in den Tunnel hineinzusteigen, reifte immer stärker in der Frau.

Sie wollte es wagen, obwohl sie ahnte, daß sie Professor Chandler, alias Bandor, keinen Gefallen damit tat. Aber es gab für sie keinen anderen Weg. Lange genug hatte sie schließlich darüber nachgedacht.

Geheimnisvoll leuchteten die Seiten des Fünfecks. Hin und wieder glühten die von Chandler aufgeschriebenen Formeln an den Seiten auf.

Sie mußten die Garanten dafür sein, daß die Vergangenheit existent

blieb und die Zeiten nicht mehr wechselten.

Was würde sie erwarten?

Obwohl sie es nicht gern zugab, hatte sie dennoch Angst, sich in den Schacht zu zwängen.

Ihr Herz klopfte überlaut, die Hände zitterten, das Gesicht war angespannt, als sie den rechten Fuß vorsetzte und ihn auch über eine Linie des Pentagramms schob.

Kaum hatte die Fußspitze den Boden berührt, als sie die Reaktion bereits spürte. Der Kontakt ließ einen Kraftstrom fließen. Er drang in ihren Fuß ein und durch das Bein immer höher, bis er den Arm erfaßte und auch die Schulter erreichte.

Hastig zuckte der Fuß der Frau wieder zurück, und das Kribbeln stoppte sofort.

Maria Kugler schluckte hart. So hatte sie es sich nicht vorgestellt. Bei ihrem Versuch hatte sie einen ersten Eindruck der Kräfte bekommen, die innerhalb des magischen Fünfecks wohnten, und sie fürchtete sich plötzlich davor.

Nein, da hatte sie sich zuviel vorgenommen. Mit dieser Magie mußte jemand fertigwerden, der sie auch beherrschte, und das war nicht sie. Es gab nur eine Chance für Maria Kugler.

Bandor, der Dämonenjäger!

Er allein war in der Lage, die Magie zu beherrschen und sie zu manipulieren.

Maria hatte ihm einmal gegenübergestanden. Sie war mit dem Leben davongekommen, und sie glaubte fest daran, daß ihr dies auch ein zweites Mal gelingen würde, deshalb mußte sie den Dämonenjäger finden. Im Schloß hielt er sich nicht auf. Wahrscheinlich lauerte er draußen in der feindlichen Umwelt, die so gefährlich für den Menschen war und er kaum überleben konnte.

Dschungel, wilde Tiere, grausame Kämpfer, das alles erwartete Maria, wenn sie das Schloß verließ.

Es war trotzdem ihre einzige Chance. Sie würde Bandor holen und wieder in ihre Zeit zurückkehren.

Maria nickte entschlossen, als sie sich umwandte. Sie befand sich noch in der Bewegung, als sie den Laut hörte.

Es war ein langgezogenes Schaben und drang aus der Richtung, aus der sie gekommen war. Freude durchzuckte sie, denn sie glaubte an Bandors Rückkehr, lief einige Schritte vor, erreichte den Gang, schaute hinein und versteinerte.

Nicht Bandor stand vor ihr. Ein anderer.

Graax!

***

Wir hatten es geschafft!

Unter ungemein schweren Strapazen war es uns gelungen, die Burg zu erreichen.
Dabei hatten wir uns nicht nur durch einen dichten Dschungel schlagen müssen, sondern auch unsere liebe Not und Mühe mit Hans Kugler, dem nach jedem Schritt schwerer fiel, sich auf den Beinen zu halten. Suko und ich stützten ihn abwechselnd. Manchmal schleiften wir ihn auch nur weiter, weil er sich nicht in der Lage befand, seine Beine zu heben.
Als wir die Mauern der Burg vor uns sahen, verhielten wir unsere Schritte.
Es sah unheimlich aus, denn in Bodenhöhe dampften die Dunstwolken und krochen wie Qualm am Mauerwerk allmählich in die Höhe, um irgendwann zu zerflattern.
Mir kam es vor wie eine Tropenhölle. So feucht und heiß war die Luft.
Unsere Kleidung klebte am Körper, das Luftholen wurde zu einer Qual, aber wir hatten jetzt endlich ein Ziel.
Die Burg kam uns vor wie ein Hoffnungsschimmer, und ich hörte Hans Kugler lachen.
»Was ist los?« fragte ich.
Erschöpft hing der Mann in Sukos Griff. Sein Gesicht war verzerrt. Es bereitete ihm Mühe, den rechten Arm zu heben und mit dem Finger auf das Gemäuer zu weisen.
»Verdammt!« keuchte er. »Das ist sie. Das ist die Burg aus unserem Land. Sie gehört…sie gehört…dem Professor…«
»Stimmt das?« Diese Frage richtete ich an Elke Kugler.
»Ja«, flüsterte sie.
»Laß uns doch hineingehen!« Peter war plötzlich wieder aufgeregt. Den Weg über hatte er sich still verhalten, jetzt war es mit seiner Ruhe vorbei.
Wie wir alle spürte auch er, daß wir vor einer Entscheidung standen.
Die Burg war tatsächlich mit in diese geheimnisvolle Urzeit der Erde geschafft worden. Wenn sich Professor Chandler in ihr aufgehalten haben sollte, mußte er ebenfalls anwesend sein und konnte uns vielleicht helfen.
Noch mußten wir den Weg zum Eingang ein Stück hochgehen, das jedoch taten wir gern. Zudem hatte uns die Hoffnung beflügelt, und auch Hans Kugler riß sich zusammen.
»Das schaffen wir« machte ich ihm Mut. »Sie werden sehen, bald ist alles nur ein böser Traum.«
»Für mich ist es das jetzt schon!« keuchte Kugler.
»Ich freue mich, daß Sie es so sehen«, sagte ich ehrlich. »Nehmen Sie es wie einen Traum hin, dann ist dieses verdammte Leben besser zu ertragen.«

Danach redeten wir nicht mehr. Ein jeder wollte seine Kräfte schonen.

Der Burg kamen wir immer näher. Von den großen Vögeln hatten wir nichts mehr gesehen. Zum Glück waren sie nicht auf die Idee gekommen, uns anzugreifen, denn diese Tiere waren mehr als gefährlich, das wußte ich aus anderen Abenteuern.

Suko kam zu mir. »Ich frage mich die ganze Zeit, John, ob wir tatsächlich noch in unserer Welt stecken oder in irgendeine Dimension geschleudert worden sind, aus der eine Rückkehr so gut wie unmöglich ist.«

»Mal den Teufel nicht an die Wand«, erwiderte ich. »Mir reicht diese Welt schon.«

»War ja nur eine Vermutung, die mir so durch den Kopf ging.«

Wir bekamen zum Schluß Schwierigkeiten mit dem Gelände. Es ging steiler zum Tor hin, als wir gedacht hatten. Auch Hans Kugler konnte sich nicht mehr auf den Beinen halten. Suko packte kurzentschlossen zu, bückte sich und warf den Mann über seine Schulter, so daß er in dieser Haltung liegenblieb.

Dabei hatte Elke Angst um ihren Gatten bekommen. Mit bangen Worten beschwor sie meinen Freund, doch vorsichtig zu sein, und Suko nickte ihr beruhigend zu.

»Es ist wirklich besser für Paps«, sagte Peter und sprach dabei wie ein Erwachsener.

Ich mußte über die Worte lächeln, aber der junge Mann hatte wirklich recht.

Im nächsten Moment verging mir das Lachen. Niemand von uns hatte ihn bemerkt. Er tauchte auf wie ein Schatten, der sich gedankenschnell zu einer Gestalt hervorkristallisierte und uns den Weg versperrte.

Er sprach kein Wort, doch seine Haltung sagte genug. Keinen Schritt weiter, bedeutete dies. Diese stumme, finstere Drohung unterstrich er mit seiner Waffe, einem langen Schwert, das er in der rechten Hand hielt und dessen Spitze auf uns zeigte.

Ich fühlte plötzlich die Hand des kleinen Peter Kugler an meiner Hüfte und hörte auch seine Stimme.

»Das ist er!« flüsterte der Junge. »Das ist Bandor…«

***

War er ein Feind?

Diese Frage stellte sich uns automatisch, aber niemand von uns reagierte.

Wir blieben stehen und starrten den Krieger an. Ein Wilder aus tiefster Vergangenheit, der schon gelebt und existiert hatte, als es die normalen Menschen noch nicht gab. Also vor der großen Entwicklung,

in einem Zeitabschnitt, der noch tiefer im Dunkel der Geschichte versunken war als der Komplex Atlantis.

Wild sah er aus. Er präsentierte sich uns mit nacktem, sehnigen Oberkörper, zerfledderten Hosen und einem Gürtel, in den er auch sein Schwert stecken konnte.

Schuhe brauchte er nicht, denn die Füße waren mit so starker Hornhaut bedeckt, daß sie die Schuhe ersetzten. Sein Haar war pechschwarz und lang, und wohl niemand wünschte sich diesen Kämpfer als Feind. Trotz seiner Wildheit verspürte ich keine Angst. Auch den anderen schien es so zu gehen, vor allen Dingen auch dem kleinen Jungen, denn er flüsterte mir zu: »Das ist der Dämonenjäger Bandor. Ich habe über ihn gelesen. Er will das Böse vernichten.«

Ich mußte lächeln. Da schienen wir den gleichen Job zu haben. Bandor war so etwas wie ein Vorgänger von mir, und ich hob grüßend die Hand, in dem ich die Fläche nach außen drehte, ein Zeichen meiner Friedfertigkeit, wobei ich zudem hoffte, daß sie auch von Bandor verstanden wurde.

Er rührte sich nicht. Nur an der Bewegung seiner Augen stellte ich fest, daß er meine Geste überhaupt wahrgenommen hatte. Ansonsten verhielt er sich still.

Elke Kugler verlor zwar nicht die Nerven, doch ihre Angst drückte sich in den nächsten Worten aus. »Er wird uns töten!« keuchte sie. »Schauen Sie ihn sich an. Er…«

»Halten Sie den Mund!« zischte ich. Die Frau mußte ich scharf anfahren, denn ich wollte nicht, daß Bandor durch ihre emotionalen und überängstlichen Reaktionen falsche Schlüsse zog.

Elke wollte etwas erwidern, verstummte jedoch, als sie in mein Gesicht sah. Sehr deutlich hatte sie die unausgesprochene Warnung darin erkannt.

Ich wollte mit Bandor reden. Wenn er meine Worte nicht verstand, dann vielleicht die Gesten, die meine friedliche Absicht dokumentieren sollten.

Über die Situation als Ganzes dachte ich nicht nach. Es wäre auch verrückt gewesen, nach einer Erklärung zu suchen. Wir alle mußten diese Zeit und Umgebung so hinnehmen, wie sie war. Daran gab es nichts zu rütteln.

Einen Schritt vor Bandor blieb ich stehen. Nicht freiwillig, denn der Wilde senkte seinen Arm, damit auch das Schwert, und die Spitze zeigte auf meine Brust.

Ich traute mich nicht, eine Bewegung zu machen. Wie eingefroren stand ich da. Mein Atem ging flach, selbst das Zucken der Augendeckel vermied ich.

Die anderen hinter mir taten es mir nach. Es rührte sich keiner. Dennoch wußte ich, daß Suko trotz seiner menschlichen Last, die er

auf seiner Schulter trug, auf dem Sprung stand. Auch sein Eingreifen würde zu spät kommen, denn Bandor war immer schneller, wenn die Schwertklinge vorzuckte.

Sekunden vergingen.

Sie kamen mir vor wie kleine Ewigkeiten, während über meinen Rücken der kalte Schweiß in kleinen Bächen rann.

Wie würde sich Bandor entscheiden? Hatte meine Geste etwas genutzt?

Wußte er von unseren friedlichen Absichten? Er war ein Dämonenjäger, und ich ebenfalls.

Ich schaute in seine Augen.

Sie waren ebenso dunkel wie das Haar. Nichts las ich aus seinem Blick.

Der Wilde hatte sich hervorragend in der Gewalt. Sein breitflächiges Gesicht schien aus Marmor zu bestehen, nur an den Lippen erkannte ich ein winziges Zucken.

Im nächsten Augenblick glaubte ich, am Ende meines Weges angelangt zu sein. Ohne mich irgendwie vorzuwarnen, bewegte er seinen rechten Arm und damit auch das Schwert. Plötzlich spürte ich die Spitze auf meiner nackten Brust, merkte den leichten ziehenden Schmerz, als das Schwert die Wunde hinterließ, schielte nach unten und sah eine dünne, rote Spur in Richtung Bauch laufen.

War das der Anfang?

Scharf flüsterte Suko meinen Namen. »Sei ruhig«, quetschte ich hervor.

Kaum hatte ich die Worte ausgesprochen, als sich das Gesicht des Wilden verzerrte. Die Augen wuchsen dabei, er senkte seinen Blick und stierte auf eine bestimmte Stelle an meiner Brust.

Ich wußte, was ihn so interessierte.

Das Kreuz!

Wie war das möglich? Er konnte es nicht kennen. Es war erst viel, viel später hergestellt worden, dennoch war es für ihn etwas Besonderes, denn es fiel ihm schwer, seinen Blick davon zu lösen. Von dem Kreuz mußte eine Faszination ausgehen, die auch ihn in ihren Bann schlug.

Er bewegte den Mund. Irgend etwas wollte er sagen, vielleicht sogar Worte formulieren, doch er brachte keine hervor. Nur dumpfe, irgendwie urig klingende Laute, die ich nicht verstand.

Was interessierte ihn so an meinem Kreuz?

Er kam näher. Dabei verschwand der leichte Druck der Schwertspitze nicht von meiner Brust, nur sein rechter Arm winkelte sich dabei an, ansonsten blieb alles normal.

Plötzlich streckte er seine linke Hand aus. Ich zuckte leicht zusammen, als ich die Berührung seiner Fingerspitzen auf meiner Haut

spürte. Sie waren warm, feucht, ein wenig schweißig, und ich nahm jetzt auch den scharfen Geruch auf, den er ausströmte. Es war ein strenger, wilder Geruch, der in diese Zeit und in dieses Land hineinpaßte.

Längst kamen mir seine Augen nicht mehr so dunkel vor. Etwas wie eine Erinnerung schien darin zu stehen. Erinnerung an die Zukunft vielleicht?

Paradox, dennoch nicht von der Hand zu weisen.

Eine winzige Bewegung nur, und er schaffte es, mein Kreuz zu berühren.

Im selben Augenblick löste sich ein heller Schrei aus seinem Mund, er zuckte zurück, hob die Hände und wollte etwas sagen, aber wir verstanden die kehligen Laute nicht. Zudem hörten wir auch ein anderes Geräusch.

Es drang aus dem Schloß, und es glich dem Donnern und Fauchen, daß wir schon mehrere Male vernommen hatten.

Graax!

Plötzlich schrie der kleine Peter: »Er ist da! Graax mit der Schlange, jetzt…«

Seine nächsten Worte gingen in einem rasenden Wirbel unter. Ich sah noch das entsetzte Gesicht des Dämonenjägers, dann packte auch uns ein gewaltiger Strudel, dem wir nichts entgegenzusetzen hatten.

Wir wurden zu Opfern der Zeiten…

***

Vor ihr stand Graax, der Barbar. Daran gab es nichts zu zweifeln und zu rütteln!

Maria Kugler spürte die unheimliche Angst, die sie umfangen hielt. Ihr Atem ging für einen Moment so flach, daß ihr Herzschlag wesentlich lauter klang.

Die alten Legenden und Sagen hatten nicht gelogen. Der Autor oder Erzähler, der von Graax geschrieben hatte, mußte ihn gesehen haben, anders konnte sich Maria die detailgenaue Beschreibung nicht erklären.

Sein Reittier war die Schlange.

Eine Riesenschlange mit einem Körper so hoch wie die Hälfte eines ausgewachsenen Menschen. Schuppig die Haut, an der unteren Seite rötlich schimmernd und an der zweiten Hälfte des Körpers mit einem Kamm versehen.

Graax selbst sah ebenfalls zum Fürchten aus. Die Teile der Rüstung schienen an seinem Körper zu kleben, in der rechten Hand hielt er die Streitaxt, und Maria Kugler erkannte, daß von der Klinge etwas in dicken Tropfen zu Boden fiel.

Es war Blut!

Allerdings schimmerte es nicht so rot wie das der Menschen, sondern wesentlich dunkler, als wäre es mit einer schwarzen Flüssigkeit gefärbt worden.

Graax hatte getötet.

Aber wen?

Maria Kugler dachte an die großen Vögel, die sie so steil nach unten fliegen gesehen hatte. Wahrscheinlich war Graax im Kampf gegen sie der große Sieger geblieben. Daß er es geschafft hatte und sein Körper auch keine Verletzungen oder Schrammen zeigte, bewies der Frau, wie gefährlich er sich wehren konnte.

Dem machten auch drei Monstervögel nichts aus. Hinzu kam die Schlange, dieses grausame Untier, das sein Maul weit aufgerissen hatte, so daß Maria die beiden scharfen Zähne und auch die Zunge erkennen konnte.

Gehört hatte sie den anderen leider nicht. Er konnte sich zu lautlos bewegen und wurde von der Schlange unterstützt, die trotz ihrer Größe die Geschmeidigkeit ihrer Nachfahren besaß.

Bandor war ihr gegenübergetreten, sie hatte vor ihm Angst gehabt, aber dieser Graax flößte ihr auf seiner Schlange sitzend ein namenloses Grauen ein.

Bandor war ein Dämonentöter gewesen. Einer, der das Böse jagte, doch dieser Krieger hier verkörperte es. Er wollte töten, seine Streitaxt mit der blutigen Klinge bewies es.

Maria bekam mit, wie seine Beinmuskeln zuckten. Für einen Moment klemmten sich die Oberschenkel härter um den Leib der Schlange, und das war für sie ein Zeichen.

Sie bewegte sich.

Der gesamte Körper schien anzurollen, und er hatte sich als Ziel, Maria Kugler ausgesucht.

Das bärtige Gesicht des Kriegers verzog sich. Aus seinem offenen Mund, der wie eine helle Höhle innerhalb des schwarzen Barts klaffte, drangen urige Laute.

Kampfschreie!

Und die galten ihr.

Maria wußte nicht, wohin sie sich wenden sollte. Sie konnte nicht nach vorn in den Gang fliehen, denn dort versperrte ihr die Riesenschlange den Weg.

Was blieb ihr? Zurück!

Ja, sie mußte zurück. Wenn sie in das andere Zimmer floh, dann überlebte sie noch ein paar Minuten länger. Unter Umständen konnte sie auch aus dem Fenster klettern. Doch sie war inzwischen eine alte Frau geworden. Die Gelenke wollten nicht mehr so wie früher, sie hatten längst den größten Teil der Geschmeidigkeit verloren.

Nein, Graax würde sie immer bekommen.

Noch weiter öffnete die Schlange ihr Maul. Der Wilde schwang seinen Arm. Er drehte sich dabei, und die Waffe zog pfeifende Kreise durch die Luft. Mit einem Ruck beugte sich Graax, vor, er schlug über dem Kopf der Schlange hinweg, so daß die Streitaxt in die gefährliche Nähe von Marias Gesicht geriet.

Das gab den Ausschlag.

Die Frau sprang zurück. Mit einem zweiten Schritt trat sie über die Grenze des Fünfecks. Das wurde ihr erst bewußt, als sie das Kribbeln bemerkte, das wie elektrischer Strom durch ihren Körper rann, und die Schlange im gleichen Augenblick ein furchtbares Grollen ausstieß.

Dieser Laut erschreckte die Frau derart, daß sie noch einen Schritt zurücktrat.

Mit dem linken Fuß zuerst.

Da war die Schachtöffnung.

Plötzlich war der Widerstand verschwunden. Ihr Gesicht verzerrte sich in namenlosem Schrecken, sie hörte noch ein fauchendes, hell klingendes Geräusch, dann war von ihr nichts mehr zu sehen.

Die Magie aber reagierte!

***

Jemand berührte mich an der Schulter, und ich hörte im nächsten Moment die scharf geflüsterten Worte an meinem rechten Ohr.

»Komm hoch, John!« Suko drängte.

Ich kniete auf dem Boden und wußte nicht, aus welchem Grund. Keine Ahnung, wie ich in die Haltung gelangt war. Die letzten Sekunden —oder waren es Minuten? — konnte ich sowieso nicht nachvollziehen. Das kam mir vor wie ein Film, der angehalten und dem Betrachter entzogen worden war.

Ich spürte auch die kalte Luft. Sie wirkte doppelt nach dieser unnatürlichen und widerlichen Schwüle, die wir hinter uns hatten. Aber kalte Luft hatte es in der Urzeit nicht gegeben, also mußten wir uns in der Gegenwart befinden. Schlagartig war ich wieder »da«. Wenn wir tatsächlich in der Gegenwart steckten, war auch die Familie Kugler mit hinübergeschleift worden, zudem Bandor, der Dämonenjäger, und vielleicht auch Graax?

Ich streifte Sukos Hand ab, als mir der Inspektor auf die Füße helfen wollte. »Danke, Alter, das schaffe ich allein.«

Ich stemmte mich hoch, blieb stehen und schüttelte den Kopf. Ja, wir befanden uns wieder in der Gegenwart. In einer Zeit, die auch ihre Tücken hatte, doch nicht mit dieser unheimlichen Vergangenheit zu vergleichen war, die hinter uns lag.

Trotzdem war die Umgebung für mich fremd. Wir lagen nicht mehr im Gras, sondern sahen einen normalen Weg, der sich in Windungen dem Schloß entgegenschraubte und erst vor den Mauern sein Ende

fand.

Rechts und links sah ich den dichten Wald. Die Krönen der Bäume bewegten sich im Nachtwind. Auch in dieser Zeit stand ein Mond hoch oben am Himmel, und hinter mir hörte ich die Stimmen der Kuglers.

»Paps, Mama, wir sind wieder da. Juh, wir sind wieder da!« Der Kleine Peter sang die Sätze und tanzte wie ein Irrwisch umher. Er freute sich für sein Leben.

Auch ich mußte lächeln. Ja, wir hatten es endlich geschafft.

»Bandor ist nicht da!« Mit diesen Worten riß mich Suko aus meinen Überlegungen wieder in die Gegenwart hinein.

Auch die Kuglers hatten seine Worte verstanden. »Vielleicht ist er da geblieben«, vermutete Hans. Er sprach gepreßt. Seine Verletzung machte ihm schwer zu schaffen.

»Das glaube ich nicht«, sagte ich und nickte meinem Freund zu. »Los, Alter, wir suchen ihn.«

Bevor wir uns noch in Bewegung setzten, hörten wir bereits das Knirschen und Kratzen. Es war dort aufgeklungen, wo sich auch das Tor befand. Da keiner von uns dorthin gegangen war, gab es nur eine Möglichkeit, daß Bandor die Burg bereits erreicht und sie auch betreten hatte.

Das war ein Ding.

Peter wollte an mir vorbeilaufen. Ich jedoch bekam ihn an der Schulter zu fassen und riß ihn herum. »Nein, mein Kleiner«, sagte ich sehr deutlich, »für dich ist jetzt Schluß. Du gehst fort von hier. Am besten nach Hause.«

Dagegen hatten auch seine Eltern nichts. Besonders Elke Kugler griff ein und sprach ihrem Sohn ins Gewissen. Peter maulte zwar, mußte sich aber schließlich fügen.

Suko sprach noch mit Hans Kugler. Wir hatten Angst, daß er es nicht schaffen würde, doch er winkte ab und sagte, daß der Weg nach Hause nicht so weit wäre.

»Dann viel Glück«, wünschten wir ihnen noch.

»Danke, euch auch«, sagte Elke leise.

Das konnten wir brauchen. Obwohl wir uns in der Jetztzeit befanden, waren Gefahren nicht auszuschließen, denn wir hatten etwas aus der Vergangenheit mitgenommen, das unberechenbar war.

Als die Kuglers um die letzte Wegbiegung verschwunden waren, atmeten wir auf.

Uns hielt auch nichts mehr, und wir liefen den Weg zur Burg hoch. Es war nicht mehr weit. Nur einige Kehren, danach sahen wir schon das Tor.

Es gab vor dem Gemäuer keinen Hof oder freien Platz, und es sah mir auch nicht so aus, als würde es hinter dem Tor existieren.

Wahrscheinlich gelangten wir direkt in den Bau hinein, wenn wir das

Tor aufstießen.

Bandor hatte es geschafft, also mußten wir es auch packen. Als Suko zweimal an der Klinke rüttelte, war uns klar geworden, daß wir die Tür nicht so einfach aufbekamen. Der Wilde mußte sie von innen verschlossen haben.

Jetzt war guter Rat teuer.

Ich schaute mich um und ging dabei drei Schritte zurück. Mein Blick flog auch an der rauhen Steinmauer hoch. Ich entdeckte einige Fenster, und als ich mich weiter nach rechts wandte, glaubte ich auch, hinter wenigen Fenstern Licht zu sehen.

»Da scheint jemand zu wohnen«, erklärte ich Suko.

»Der Professor.«

»Und der Wilde ist bei ihm.«

Der Inspektor schwieg. Da auch ich nichts mehr sagte, hörten wir das furchterregende Grollen doppelt laut. Die Mauern schienen zu erzittern, und da wußten wir, daß nicht nur Bandor allein aus der Urwelt mit in diese Zeit hinüber geschleift worden war, sondern auch das andere Untier namens Graax.

Diese Burg war praktisch ein Platz, der zwischen den Zeiten wandern konnte, ohne sich zu verändern. Wir dachten nicht länger darüber nach, sondern nahmen die Tatsache einfach hin.

Wir schauten uns das Schloß an.

Da war nicht viel zu machen. Es sah ziemlich stabil aus, wir hätten es sicherlich irgendwann einmal geknackt bekommen, dies jedoch hätte viel Zeit in Anspruch genommen, und die hatten wir nun überhaupt nicht.

Suko hatte den gleichen Gedanken wie ich. »Vielleicht gibt es noch eine andere Möglichkeit, in die Burg hineinzukommen«, meinte er und war schon verschwunden.

Es gab sie tatsächlich. Da wir uns nahe der Mauer hielten, sahen wir im Gras plötzlich das matte Blinken. Bei genauerem Hinsehen stellten, wir fest, daß es sich um Glas handelte. Gar nicht mal so hoch über uns war ein Fenster!

»Kommen wir da rauf?« fragte ich.

Suko gab mir ein Zeichen als Antwort. Er legte beide Hände zusammen, und ich begriff sofort.

Meinen Fuß setzte ich in Sukos gefaltete Hände, federte ein wenig nach und nickte dem Chinesen zu. Er schleuderte mich förmlich in die Höhe, so daß es mir gelang, mit den Händen meiner ausgestreckten Arme den Rand des Fensters zu erreichen.

Dort klammerte ich mich fest, hatte für einen Moment die Angst, dennoch abzurutschen, mußte nachgreifen und bekam die Kante zu packen. Jetzt ging es besser.

Wir hatten abgesprochen, daß ich, wenn ich erst einmal in der Burg

war, zur Tür lief und sie aufschloß, denn Suko hätte schon ein Affe sein müssen, wollte er die Mauer hochklettern. Sie war einfach zu glatt.

Von außen hatte jemand die Scheibe zerstört. Daran zu erkennen, daß die meisten Scherben im Innern lagen. Vor der Burgmauer hatten wir nur wenige gesehen.

Im Zimmer dahinter brannten Kerzen. Sie leuchteten es soweit aus, daß ich auch Einzelheiten erkennen konnte. Ich sah die Reste eines Untiers auf dem Boden liegen.

Diese großen Vögel hatte ich zwar nie aus der Nähe gesehen, aber der lange Schnabel, der noch zu erkennen war, erinnerte mich daran, daß es sich nur um dieses Tier handeln konnte.

Es war durch einen Hieb in zwei Hälften geschlagen worden, wobei sich die Frage stellte, wer dies getan hatte.

Ich drehte mich wieder um, schaute aus dem Fenster und starrte nach unten, wo mir Sukos Gesicht entgegenleuchtete, denn er hatte seinen Kopf in den Nacken gelegt.

»Ich versuche die Tür zu…«

Das letzte Wort ging in dem gewaltigen Grollen unter, das durch die Burg hallte. Ich zuckte zusammen, wirbelte herum, sah allerdings keinen Gegner vor mir. Dafür hörte ich Sukos Stimme von unten.

»John, laß es sein. Der Weg zur Tür wird dir sicherlich verdammt schwergemacht.«

Da hatte mein Partner recht. Er konnte mir jetzt nur die Daumen drücken, und das tat er mir sicherlich auch, als ich mich abwandte und das Zimmer durchquerte.

Die Tür lag in meinem Blickfeld. So leise wie möglich huschte ich auf sie zu, vernahm wieder das Brüllen des urwelthaften Tieres und sah einen Augenblick später, wie die schwere Tür von der anderen Seite her einen gewaltigen Schlag bekam, dem sie nichts mehr entgegenzusetzten hatte und aus dem Rahmen gefetzt wurde.

Die Splitter flogen mir um die Ohren. Ich sprang hastig zurück und warf mich auch zur Seite, denn etwas schleuderte wuchtig auf mich zu. Als ich zu Boden prallte, sah ich den Teil des schuppigen Körpers und wußte nun genau, daß Graax und die Riesenschlange ebenfalls den Weg in die Burg gefunden hatten…

***

Auch Bandor hatte den Zeitenwechsel gut überstanden. Sogar besser als alle anderen, denn er war schon nach wenigen Sekunden klar, befand sich neben einem Weg liegend wieder, kam auf die Füße und schaute sich um.

Natürlich war ihm diese Umgebung fremd. Er mußte sich erst daran gewöhnen, mit ihr zurechtkommen. Mit dem sicheren Instinkt eines

Urmenschen erkannte er sehr schnell, wo sich der Gegner befand.

In dem Gemäuer, das er in einer anderen Zeit bereits einmal betreten hatte.

Jetzt war es wieder sein Ziel. Und er wußte, daß sein Feind in der Burg lauerte.

Es gab einfach keine andere Möglichkeit. Über Bandors Gesicht glitt ein Grinsen. Diesmal würde ihm Graax nicht mehr entkommen, das war sicher. Es sollte zu einer endgültigen Entscheidung kommen, und er jagte mit großen Sprüngen auf das Tor der Burg zu. Um die anderen Menschen kümmerte er sich nicht, erreichte sein Ziel und drückte den Eingang zur Burg auf.

Das Tor quietschte in den Angeln, was ihn nicht weiter irritierte. Er betrat die Burg, drehte sich um und drückte die Tür wieder zu. Da fiel ihm der Schlüssel auf.

Bandor wußte nicht, welche Bedeutung er besaß. Seine linke Hand tastete nach ihm, er zog und drehte ein paarmal, wobei er hörte, daß sich innerhalb der Tür etwas bewegte.

Daß er mit seiner Bewegung ein Schloß gesperrt hatte, wurde ihm nicht bewußt. Er war auch zu sehr auf seinen Gegner fixiert und machte sich auf die Suche nach ihm.

Bandor stand in dem kahlen Gang. Vom Licht der Fackeln wurde er ausgeleuchtet, und das Spiel, von Hell und Dunkel malte seltsame Figuren auf seinen nackten Oberkörper. Es ließ den Mann erscheinen wie einen Geist. Fast nichts war zu hören, als er weiter in den Gang hineinhuschte, dabei sein Schwert zog und die beiden Kurven nahm, die vor den Treppenstufen endeten.

Er kannte sich hier aus. Die große Doppeltür in dem Mauergefüge stand weit offen, selbst das Kaminfeuer flackerte noch schwach, und es brannten auch noch einige Kerzen.

Für einen Moment blieb Bandor stehen, obwohl er es so eilig hatte. Er krauste die Stirn, schüttelte den Kopf, und in sein Gesicht strömte etwas wie eine gewisse Nachdenklichkeit.

Er durchwanderte den Raum, passierte das Feuer, sah die Möbel und strich manchmal mit den Händen darüber, als wollte er etwas ertasten, was ihm irgendwie gehörte und dennoch so fremd war.

Bandor kam nicht zurecht.

Erst an dem runden Tisch mit der brennenden Kerze verhielt er seinen Schritt, und er sah auch die offene Tür, die in den anderen Raum führte, wo Chandler immer experimentiert hatte.

Dort lauerte der Schatten.

Abermals hörte er das gewaltige Grollen. Noch während dieses Lauts bewegte sich der Schatten. Was es genau war, konnte Bandor nicht erkennen, er wußte jedoch, daß sein Gegner auf ihn lauerte.

Und der kam.

Nicht Graax selbst griff ihn an, sondern die Riesenschlange. Sie paßte soeben durch die Tür, befand sich mit dem hinteren Teil des Körpers noch in Bewegung und schob sich schlängelnd auf den Dämonenjäger zu. Dabei peitschte aus dem weit aufgerissenen Maul ihre Zunge. Sie fuhr dicht über den Boden, wobei Bandor genau wußte, wie gefährlich sie war, denn er sprang hastig in die Höhe, so daß ihn die Zunge verfehlte.

Graax aber lachte.

Wütend schwang er seine Streitaxt. Ein pfeifendes Geräusch erklang, als die Waffe, ungemein wuchtig geschlagen, durch die Luft schnitt. Bandor mußte zurück, und er ging auch weiter nach hinten, als die Schlange sich so heftig bewegte, daß sie einige Möbelstücke zertrümmerte, die innerhalb des Raumes standen.

Bandor wurde so weit weg gedrängt, daß er in die Nähe des Kamins geriet. Noch war die Entfernung für ihn sehr ungünstig. Er konnte seine Waffe nicht direkt gegen Graax einsetzen, dafür drehte er sich um, griff nach hinten und bekam die glühenden Kaminscheite zu packen. Mit der nackten Hand riß er den ersten an sich, holte kurz aus und schleuderte den Scheit auf Graax und die Schlange zu.

Der Barbar duckte sich. Dabei dröhnte ein Lachen aus seinem weit aufgerissenen Maul. In diesem Geräusch ging das Poltern unter, mit dem der Scheit zuerst gegen die Wand und danach zu Boden krachte, wobei einige Funken in die Höhe stoben.

Der nächste Scheit war besser gezielt. Und auch mit ungeheurer Wucht geworfen. Bandors Körper streckte sich, das glühende Teil verließ seine Hand und hätte Graax am Kopf getroffen, aber der Wilde zeigte sich von der reaktionsschnellen Seite.

Er riß den rechten Arm mit der Axt hoch, eine kurze Bewegung, und die Klinge traf das Holz.

Plötzlich bestand der glimmende Scheit aus zwei Teilen, die rechts und links der Schlange zu Boden prallten.

Damit hatte Bandor nicht gerechnet. Für einen Moment stand er starr auf dem Fleck und sah danach, daß nun Graax ihn wieder angriff. Durch die Bewegungen seiner Oberschenkel trieb er sein unheimliches Reittier an, und die Schlange wurde so schnell, daß Bandor ihr erst im letzten Moment durch einen Sprung nach links ausweichen mußte. Er wurde zurück durch die offene Tür und in den Gang hineingetrieben, wobei ihm die Schlange sofort folgte.

Bandor sah nicht mehr, daß ein Mann durch das zerstörte Fenster kletterte, er befand sich auf dem Rückzug.

Nur wußte er auch, daß er einem Kampf nicht mehr ausweichen konnte, und innerhalb des kahlen Ganges, wo die Pechfackeln ihr unheimliches Licht verbreiteten, stellte er sich.

Zwei Gegner aus einer fernen Vergangenheit der Erde standen sich,

aus ihrer Perspektive gesehen, in der Zukunft gegenüber, um ein für allemal abzurechnen…

***

Im Zimmer herrschte ein regelrechtes Chaos. Zuletzt war die Tür zerstört worden, aber Graax mußte schon vorher dagewesen sein, denn ich sah die umgekippten Möbelstücke. An einigen Stellen hatte sich das Feuer der Kerzen bereits ausgebreitet. Die Flammen waren nicht erloschen und es bestand die große Gefahr eines Brandes.

Die gefährlichsten Flammenherde konnte ich durch hastiges Trampeln löschen. Ich entdeckte auch zwei glühende Holzscheite, sie lagen allerdings außerhalb der Gefahrenzone. Einer dicht an einer offenen Tür, die in den Nebenraum führte.

Eigentlich hätte ich die beiden Kämpfer verfolgen wollen, doch durch die Tür schimmerte ein seltsam blauer Widerschein. Ein fluoreszierendes Leuchten, das aufflackerte, dann wieder erlosch, erneut heller wurde und sich anschließend wieder verdunkelte.

Irgend etwas ging in diesem Raum vor. Es kam nicht auf die Sekunde an, und ich wollte genau wissen, was sich jenseits der Schwelle abspielte. Schnell war ich da, blieb in Höhe der Tür stehen und schaute überrascht nach vorn.

Auf dem Boden sah ich das Fünfeck. Ein magisches Zeichen, in dessen Mitte sich eine runde Öffnung befand, aus der das bläuliche Leuchten drang. Ich hatte das Gefühl, auf einen Schacht zu blicken und sah auch die aufgezeichneten Formeln an den Seiten des Penteramms. Sie waren es, die immer wieder aufleuchteten, etwas schwächer wurden und danach stärker. Der Schein dieses Intervalls hatte sich mit dem blauen Licht vermischt und war bis in den Nebenraum gedrungen.

Irgendwo hinter mir hörte ich Kampfgeräusche. Wahrscheinlich hatten sich die beiden Feinde getroffen und trieben es bis zur Entscheidung. Ich hätte mich gern eingemischt, aber auch die magische Zone interessierte mich, denn ich war mir sicher, hier vor dem Zentrum aller Magie zu stehen, mit der die Burg erfüllt war.

Unruhig bewegte ich meine Hände. Ich sah auch, daß mein Kreuz reagierte.

Es begann ebenfalls zu funkeln und zu gleißen und verstärkte sich noch, je mehr ich an den Rand des Pentagramms herantrat.

Jetzt konnte ich direkt auf den Schacht schauen.

Mein Blick blieb an der Oberfläche hängen. Das blaue Vibrieren war trotz der zahlreichen Bewegungen der Partikel als glatt zu bezeichnen und so dicht, daß mir ein tieferer Blick in den Schacht verwehrt wurde. Wie seine Magie nun genau funktionierte, war mir ebenfalls unbekannt, da hätte ich schon den Professor fragen müssen, doch der

war nicht zu sehen.

Mir juckte es in den Fingern, die Magie des Fünfecks zu manipulieren.

Aber ich hatte Angst, daß die Zeiten wieder durcheinandergerieten, und so schaute ich mir die Formeln an den Seiten an.

Geheimnisvolle Zeichen. Vergeblich kramte ich in meinem Gedächtnis nach, doch den Sinn verstand ich auch nach langem Überlegen nicht.

Diese Formeln hatte es auch nicht in atlantischer Zeit gegeben, sie mußte viel früher entstanden sein, und es war auch keine regelrechte Schrift, sondern nur Zeichen.

Ich sah Halbbögen, Vierecke und dazwischen so etwas, das man vielleicht als einen Buchstaben hätte bezeichnen können. Um Genaueres zu erfahren hätte ich Chandler fragen müssen.

Vielleicht sah ich ihn noch. Dann mußte er mir einfach Erklärungen abgeben.

Bisher hatte ich daran geglaubt, einen leeren Schacht vor mir zu sehen.

Das stellte sich als Irrtum heraus, denn dicht unter der Oberfläche bemerkte ich eine Bewegung.

Noch schärfer schaute ich nach, beugte mich auch weiter nach vorn und entdeckte einen Schatten.

Er war dunkler als das blaue Flimmern. Konturen erkannte ich nicht, zudem veränderte sich dieser Schatten laufend. Einmal war er länglich, dann schob er sich in die Breite, so daß er die Ränder berührte.

Je länger ich stand und schaute, um so mehr wurde mir klar, daß sich möglicherweise ein Mensch innerhalb dieses mit praller Magie gefüllten Schachts befand.

Sollte Chandler eingetaucht sein?

Ich riskierte einen Versuch und streckte meinen Fuß vor. Augenblicklich verspürte ich ein seltsames Kribbeln, das durch meinen Körper schoß, so daß ich den Fuß hastig wieder zurückzog.

Einen Moment später erschien der Schatten deutlich. Ja, es handelte sich bei ihm um einen Menschen. Sehr gut war er zu erkennen. Die Umrisse stachen hervor, wurden deutlicher, und einen Herzschlag später schob sich etwas aus dem Schacht hervor.

Es sah schaurig aus, und ich wurde an Szenen erinnert, wie ich sie schon bei Gräbern gesehen hatte, wo lebende Tote ihre letzten Ruhestätten verließen.

So auch hier.

Eine Hand drang aus dem Schacht.

Die Finger waren gespreizt. Deutlich erkannte ich die straffe Haut, die einige Altersflecken zeigte.

Professor Chandler hatte ich kennengelernt. Ich wußte genau, wie er aussah, und mir war sofort klar, daß es sich bei dieser Hand nicht um seine handeln konnte.

Die gehörte jemand anderem.

Aber wem?

Gespannt wartete ich ab. Immer höher schob sich die Hand.

Der Kleiderstoff fiel zurück und bildete dabei Falten, und im nächsten Augenblick erschien der Kopf.

Das Gesicht einer alten Frau!

Meine Augen wurden groß. Damit hatte ich nicht gerechnet. Die Frau drehte während ihrer Vorwärtsbewegung den Kopf, so daß sie mich anschauen konnte, ich las die Qualen und die Angst von ihrem Gesicht ab.

Sie öffnete den Mund, ihr Gesicht verzerrte sich dabei zu einer Grimasse, und sie flüsterte: »Bitte…bitte…helfen Sie mir! Ich kann nicht mehr…«

»Wer sind Sie?«

»Kugler. Maria Kugler!«

War das eine Überraschung! Mir wurde vieles klar. Das mußte die Großmutter sein. Peter hatte viel von ihr gesprochen. Von dieser Frau hatte er die Bücher bekommen, in denen so viel über die längst vergessene und versunkene Welt geschrieben stand.

Wie sie in den Schacht gekommen war, wußte ich nicht. Auf jeden Fall war es leichter für sie, hineinzugelangen, als wieder nach draußen. Sie hatte mich um Hilfe gebeten, ich würde sie ihr nicht abschlagen, beugte mich vor und streckte dabei meinen Arm aus.

Unsere Finger fanden sich.

Es war nur eine kurze Berührung, ich mußte härter zugreifen, meine Stellung auch ein wenig verändern. Da ich mein Kreuz um den Hals hängen hatte und ich jetzt gebückt dastand, geschah es zwangsläufig, daß es über die Linien des Pentagramms, geriet.

Das Kruzifix, ebenfalls mit einer großen Magie aufgeladen, befand sich nun im Zentrum dieser anderen fremden Kraft.

Vielleicht hätte eine Zehntelsekunde der Berührung ausgereicht, meine Reaktion dauerte natürlich länger, und so kam es zu dem längeren Zusammenprall zweier Magien.

Und es erfolgte die Reaktion.

Ich merkte noch den Ruck, der mich erfaßte, als ich die Frau aus dem Schacht zog. Im nächsten Augenblick wurde ich nach hinten katapultiert.

Etwas blitzte, ein grelles Licht strahlte auf, dann krachte ich zu Boden, während ich Maria Kugler mit mir zog, ihre Schreie hörte und merkte, daß sie auf mich fiel.

Im nächsten Moment hüllte uns das Licht wie eine Wolke ein. Ich

hatte die schreckliche Befürchtung, wieder in eine andere Zeit geschleudert zu werden, das geschah nicht, denn die beiden Magien hatten sich aufgehoben und damit auch den geheimnisvollen Zeittunnel zerstört.

Es dauerte nicht sehr lange, bis ich wieder klar sah. Als ich danach nach vorn schaute, war nichts mehr zu entdecken.

Kein Pentagramm, kein Schacht, keine Formeln. Der normale Boden lag vor mir.

Ich vernahm tiefe Atemzüge. Maria Kugler stieß sie aus. Sie lag neben mir, drückte ihren Oberkörper hoch und stützte sich auf ihren Ellenbogen ab.

Als sie den Kopf drehte, sah ich die großen, ängstlichen Augen, die Mundwinkel zuckten, sie wollte mir etwas sagen.

»Nicht jetzt«, flüsterte ich, obwohl mir die Neugierde auf den Nägeln brannte.

»Doch!« stieß sie hervor. »Doch, ich muß es…«

Ich half ihr hoch. Mit zitternden Beinen blieb sie stehen, krallte sich an meinen Schultern fest und flüsterte: »Der Professor. Er ist verschwunden, in den Schacht gegangen.«

Ich erschrak. Die Frau hatte ich zurückholen können. Dabei war die Magie wirkungslos geworden, und ich glaubte auch nicht daran, daß es mir gelingen würde, Chandler wieder in die normale Welt zu transportieren. Die Verbindung war leider gerissen.

»Ist er dageblieben?«

»Ja und nein«, schluchzte die Frau. »Ein anderer ist statt dessen zurückgekehrt. Der Wechsel der Zeiten…es ist alles so schwierig. Der Professor sagte mir, daß er schon einmal gelebt hat. In einer fernen Zeit als wilder Krieger. Man nannte ihn Bandor…«

Also doch! Chandler und Bandor waren ein- und dieselbe Person. Ich hatte es geahnt, nun bekam ich die Bestätigung, und ich preßte für einen Moment beide Handflächen gegen die Stirn. Bandor hatte wir gesehen, er existierte, der Professor nicht. Also war er im Tunnel der Zeiten verschwunden.

Es hatte einen Seelenaustausch gegeben, denn Chandler war wieder zurück in seine erste Gestalt gekehrt und würde als Mensch aus der Urzeit vielleicht hier weiterleben.

Mein Gott, wie schrecklich!

»Begreifen Sie, mein Herr? Begreifen Sie dies?« Die Stimme der Frau klang drängend.

Ich ließ die Hände sinken. »Ich habe es erfaßt«, flüsterte ich. »Verdammt gut sogar.«

»Wollten Sie denn zu ihm?«

»Natürlich.«

»Dann sind Sie sicherlich dieser Engländer, von dem er immer

gesprochen hat?«

»Das bin ich tatsächlich.«

Maria Kugler begann zu weinen. »Sie werden ihn nie mehr zu sehen bekommen. Aber er hat alles gewußt. Er schrieb auch die Bücher. Viele lachten ihn aus. Es waren keine Sagen oder Legenden, er hatte sich nur erinnert und sein erstes Leben nacherzählt. Nun…« Die Stimme der Frau erstickte.

Ich hätte Maria Kugler gern getröstet, doch mir blieb nicht die Zeit.

Bandor und Graax kämpfen. Sie wollten eine Entscheidung, wobei ich nicht mit Bestimmtheit behaupten konnte, daß Bandor auch Sieger blieb.

Zu gefährlich war der andere.

»Bleiben Sie hier«, sagte ich zu Maria Kugler. »Rühren Sie sich nicht vom Fleck! Alles andere mache ich.«

»Und wo wollen Sie hin?« Ihre Stimme zitterte, als sie mir die Frage stellte.

»Ich will Bandor helfen.«

Dann war ich weg und hörte die urigen Kampfschreie sowie das wilde Grollen wie eine Höllenmusik…

***

Bandor hatte sich zurücktreiben lassen. Bis in den Gang hinein, doch dort war Schluß.

Jetzt würde er sich stellen und dem anderen seine Trumpfkarten auf die Hand legen.

Das Schwert hatte er gezogen. Breitbeinig stand er vor der Treppe und schaute zu, wie die gewaltige Schlange mit dem Barbaren auf dem Rücken sich allmählich durch die offene Tür zwängte.

Ein jeder der Gegner vertraute auf seine Waffen. Bandor auf das Schwert, Graax auf seine Streitaxt, in deren Handhabung er es zu einer wahren Meisterschaft gebracht hatte.

Schwert gegen Axt!

Wer würde siegen?

Auch die Schlange wußte, daß es jetzt zu einer Entscheidung kam, denn sie bewegte sich schneller.

Aus dem Maul des Graax drangen urige Kampfschreie. Er schlug bereits mit seiner Axt Wellen und Kreise in die Luft. Das Pfeifen sollte seinen Gegner nervös machen, und die Klinge rauschte jedesmal dicht über den Kopf der Schlange hinweg.

Bandor hielt das Schwert waagerecht. Mit einer Hand hatte er den Griff umklammert, die anderen Finger lagen um die Spitze der Waffe. Er bog den Stahl etwas durch, ein Zeichen seiner Kraft, aber er wollte auch die Geschmeidigkeit der Klinge prüfen.

Das Haar war zurückgestreift, es fiel auch nicht mehr in die Augen,

und er lauschte mit einem Ohr nach hinten, wo dumpfe Schläge gegen die Tür hämmerten.

Dort verlangte jemand Eintritt. Es war Suko, der versuchte in das Schloß zu gelangen, doch Bandor dachte nicht daran, zu öffnen, ihn interessierte der Kampf gegen Graax.

Plötzlich ließ die linke Hand die Klinge los. Er hatte sie zuvor ein wenig gebogen, sie schnellte förmlich nach vorn und genau in dem Augenblick verließ die Zunge der Schlange peitschengleich das weit aufgerissene Maul.

Sie erinnerte an eine klebrige, lederne Schnur, die dem Mann entgegenfegte, aber das Schwert befand sich bereits auf dem Weg. Ein mit den Augen kaum zu verfolgender Hieb, ein gedankenschnelles Drehen, und die Zunge war abgetrennt.

Sie klatschte zu Boden, wo sie noch zweimal zuckte und dann stillag.

Das Untier drehte durch.

Auf die doppelte Lautstärke wuchs das Schreien an. Es brandete gegen die kahlen Mauern, schien sie einreißen zu wollen, und das Licht der Fackeln geriet in heftige Bewegungen. Es flackerte auf und nieder, ein heißer Hauch streifte den Kopf des Dämonenjägers, der nicht aufgab und sich mit gezücktem Schwert nach vorn warf, wobei er es in den Rachen der Schlange stoßen wollte, während Graax vorgerutscht war und seinen rechten Arm hochhielt, um mit der Axt seinem Gegner den Schädel zu spalten.

Bandor wäre schneller gewesen, aber er hatte Pech. Von den Fackeln war flüssiges Pech zu Boden getropft, und darauf rutschte der Angreifer aus. Sein rechtes Bein wurde lang, nahm bereits die Spagatform an, dann fiel Bandor hin, prallte fast auf den Rücken, doch er drehte sich sofort wieder zur Seite, um seinem Gegner nicht wehrlos gegenüberzustehen.

Mit einem Sprung kam er hoch, kniete plötzlich vor dem Ungeheuer, das die Gunst des Augenblicks nutzte und Bandor zerschmettern wollte.

Weit hatte der Dämonenjäger seine Arme erhoben. Jetzt umklammerten beide Hände den Griff der Waffe, bis er die linke losließ, sie in die Höhe streckte und mit der rechten noch im selben Augenblick das Schwert nach oben wuchtete.

Er stach wie ein metallener Strahl der unheimlichen Schlange entgegen, die sich in einem regelrechten Angriffstaumel befand und ihr Maul nicht mehr so rasch schließen konnte.

Bandors Waffe drang voll hinein. Sie jagte schräg in den Oberkiefer, trat an der anderen Seite wieder hervor und schleuderte in einer Wolke von Schleim auch ein Auge der Riesenschlange in die Höhe.

Es klatschte irgendwo zu Boden, während die Schlange ihren Oberkörper gegen die Decke wuchtete, sich so aufbäumte, daß selbst

Graax das Gleichgewicht nicht halten konnte und von dem glatten Körper zu Boden geschleudert wurde.

Bandor, der seine Waffe eisern festhielt und sie jetzt aus der Wunde riß, schrie triumphierend auf. Dann sprang er zurück, weil er nicht wollte, daß ihn die Riesenschlange, während ihres Todeskampfes dennoch erreichte.

Fast bis zur Tür rannte der Dämonenjäger und vernahm weiterhin von außen her die Schläge.

Schweratmend stand er da. Sein Oberkörper glänzte, die Augen leuchteten wild, denn nun hatte er Graax am Boden, der sich vor der eigenen Schlange in. Sicherheit bringen mußte, damit sie ihn nicht durch ihr gewaltiges Gewicht zermalmte.

Er tat dies auf seine ureigenste Art und Weise, indem er mit seiner Axt zuhieb. Graax hackte den Körper seines Reittieres buchstäblich in Fetzen. Er glich dabei einer Maschine. Bandor sah immer nur, wie Graax' Arm in die Höhe fuhr. Er konnte die Streitaxt erkennen, die Hand und einen Teil des Unterarms. Alles andere wurde vom Körper des Riesentieres verdeckt.

Die Schlange kam nicht mehr dazu, Graax zur Seite zu schleudern. Die harten, erbarmungslosen Schläge gaben dem Ungeheuer den Rest, und Bandor vernahm Graax' gewaltigen Triumphschrei, als er das verendete Tier gekrümmt vor sich liegen sah.

Jetzt hatte er freie Bahn!

Mit einem gewaltigen Satz sprang er über den Körper der Schlange hinweg. Aus dem weit aufgerissenen Mund drang ein uriger Schrei des Triumphs. Die Augen blitzten, in ihnen stand der Siegeswille wie festgeschrieben, und er wurde auch nicht schwächer, als Bandor startete und ebenfalls auf ihn zurannte.

Beide schwangen ihre Waffen.

Wie gespenstische Gestalten tauchten sie in den flackernden Widerschein der Pechfackeln, atmeten keuchend, und eine Sekunde später klirrten die Waffen gegeneinander.

Der Dämonenjäger hatte mit dem Schwert zugeschlagen, Graax mit seiner Streitaxt.

Metall hieb gegen Metall. Da sprühten Funken und zogen ihre Bahnen wie winzige Kometen.

Niemand wollte aufgeben. Jeder war von seinem Siegeswillen überzeugt. Für einen Moment standen sie sich gegenüber, die Waffen gekreuzt, bis sich die Feinde durch kräftige Schübe voneinander lösten und in verschiedenen Richtungen taumelten.

Sie drangen erneut aufeinander ein.

Wieder klirrten die Waffen. Keiner gewann einen Vorteil. Graax beherrschte seine Streitaxt wie ein Künstler. Er hatte auch keine Angst vor dem wesentlich längeren Schwert und egalisierte diesen Vorteil

durch seine Behendigkeit.

Stach Bandor zu, tauchte und glitt er geschmeidig zur Seite. Mehrmals wischte die blanke Klinge dicht an seiner Hüfte vorbei, ohne ihn zu verletzen.

Bandor fightete verbissen. Er gab nicht auf, setzte seine Kräfte ein, und die Klinge fauchte durch die Luft. Die Schläge wurden schräg angesetzt, von oben nach unten rasten sie auf Graax zu, der immer wieder auswich.

Einmal lachte er hart auf, als die scharfe Schwertspitze schnell wie ein Schatten durch den Flammenkranz der Fackel huschte und mit einem häßlichen Laut an der Wand entlang ratschte.

Für einen Moment war Bandor nicht Herr der Lage.

Graax schlug zu. Plötzlich wuchtete seine Streitaxt nach vorn. Die durch das Schlangenblut dunkel gewordene Klinge geriet in die gefährliche Nähe des Gesichts seines Feindes, und Bandor schwebte plötzlich in akuter Lebensgefahr.

Er ließ sich fallen.

Fast hätte ihm die Schneide ein Ohr abgehackt. So aber fehlte sie um Haaresbreite, aber sie streifte die Schulter des Dämonenjägers und hinterließ nicht nur gewaltige Schmerzen, sondern auch eine klaffende Wunde, aus der sofort ein Blutstrom schoß.

Trotzdem gab Bandor nicht auf.

Er war auf die Knie gefallen, sah, daß der andere zu einem erneuten Schlag ausholte und brachte trotz der Schmerzen seine Waffe blitzschnell in die Höhe.

Gegen den Kopf des anderen hatte er gezielt. Er wollte ihn zerstören, aber die Klinge traf mit einem hell singenden Geräusch nur den goldschimmernden Helm und ratschte an der Seite ab, wobei sie danach gegen die Armrüstung schlug, die diesen Treffer aushielt.

Graax brüllte auf.

War das der Sieg?

Er trat zu.

Damit hatte Bandor nicht gerechnet. In seinem Gesicht explodierte der Tritt.

Es war ein Kampf ohne Pardon, zwei Todfeinde standen sich gegenüber, einer nur sollte übrigbleiben, und Bandor fiel durch die Wucht des Trittes zurück.

Aus seiner Nase strömte das Blut. An der Stirn war ebenfalls eine Wunde zu sehen, und der rote Lebenssaft rann ihm in die Augen, so daß er sekundenlang nichts sehen konnte.

Dieses Handicap war bei einem Kampf wie diesen absolut tödlich. Das wußte Graax. Er schnellte hoch, warf sich nach vorn und ließ mit seinem rechten Arm auch die Klinge der Axt nach unten sausen, wobei er auf den Kopf des Dämonenjägers zielte…

***

Da fielen die Schüsse.

Zweimal hatte ich abgedrückt, und die beiden Detonationen vereinigten sich zu einer einzigen. Die geweihten Silberkugeln hieben in den Körper, des sich in Bewegung befindlichen Kriegers, rissen ihn herum, er geriet aus der ursprünglichen Richtung und krachte gegen die Wand, wobei er mit seiner Streitaxt noch gegen das Mauerwerk hieb und eine lange Funkenspur hinterließ.

Ich stand da, hielt die Beretta schußbereit und schaute über den toten Körper der Riesenschlange auf die beiden Kämpfer.

Graax hatte es voll erwischt.

Er lag auf dem Bauch. Zwei rote Rinnsale liefen aus seinem Körper.

Genau dort, wo ihn meine Geschosse erwischt hatten, aber es hatte keine andere Möglichkeit für mich gegeben, um Bandors Leben zu retten.

Ein letztes Zucken durchrann den Körper des Barbaren, dann lag er endgültig still.

Ich stieg über die tote Riesenschlange hinweg und hörte draußen vor der Tür die Stimme meines Freundes Suko. »Verdammt, John, die Tür!«

Ich schloß sie auf.

Suko stürmte in den Gang, blieb nach zwei Schritten stehen und schaute sich um. Er schüttelte dabei den Kopf, und auch ich erlaubte mir diese Reaktion.

Das Finale dieses Kampfes war zum größten Teil ohne unsere Mitwirkung über die Bühne gelaufen. Es hatte vielleicht auch so sein müssen, weil es einfach im Reich der Dämonen ungeschriebene Gesetze gab.

Wir kümmerten uns um Bandor. Er hatte nichts dagegen, daß wir ihm das Blut aus dem Gesicht wuschen. Er starrte uns nur an. In seinen Augen leuchtete kein Kampfeswille mehr, sondern Verständnislosigkeit und offene Fragen.

Dann kam Maria Kugler. Sie schrie leise auf, als sie Bandor erblickte. Ich aber beruhigte die Frau. »Er ist nicht tot, meine Liebe.«

»Dann hat er sich retten können«, flüsterte sie. »Aber was ist mit dem Professor?«

Eine gute Frage auf die wir leider keine Antwort wußten, obwohl wir gern eine gehabt hätten. Der Wissenschaftler war und blieb verschwunden.

Vielleicht steckte er für alle Ewigkeiten im Tunnel der Zeiten.

Suko deutete auf den toten Graax. »Ich werde ihn draußen begraben«, erklärte er.

Dagegen hatte ich nichts. Später, als es Bandor besserging, gesellte auch ich mich zu meinem Partner. Er hatte den Toten schon

weggeschafft. »Es ist nicht einfach«, sagte er zu mir. »Denn wir haben Bandor, und ich frage mich, wohin mit einem Menschen, der vor vielen Jahrtausenden mal gelebt hat und…«

Ich winkte ab. »Wir nehmen ihn mit nach London. Möglicherweise erinnert er sich wieder. Vielleicht kreuzen sich auch der Geist des Professors und seiner, so daß wir eine großartige Mischung bekämen. Wir packen die Unterlagen ein, alles muß hier verschwinden.«

»So sang- und klanglos?«

»Ja, mein Lieber. Sang- und klanglos. Und ich hoffe, daß auch die Kuglers nichts sagen.«

»Das hoffe ich auch.«

***

Die Familie Kugler zeigte sich kooperativ. Als wir sie besuchten, graute schon längst der Tag. Der Arzt war auch bei ihnen gewesen und hatte Hans Kugler einen dicken Verband verpaßt.

Natürlich wollte jeder wissen, ob diese schreckliche Magie noch einmal zurückkehren würde.

Eine konkrete Antwort konnten wir ihnen nicht geben, waren jedoch guter Hoffnung, daß es nicht passierte.

Es würde ein Problem werden, Bandor nach London zu schaffen, aber so mancher hat schon eine Reise in einer großen Kiste überlebt.

Weshalb sollte dieser Dämonenjäger aus der Urzeit da eine Ausnahme machen? Außerdem wollten wir wissen, welches Leben er geführt hatte und wie diese Zeit damals gewesen war.

Eins stand fest. Die Zukunft würde nicht nur gefährlich werden, sondern auch sehr interessant…

ENDE

[1]Siehe John Sinclair Nr. 271 »Ghoul-Parasiten«

[2]Siehe John Sinclair Nr. 100 »Die Drohung«, und folgende